Biogr. C. 293a
/4

~~7Ub~~
~~H~~
36

<36613164310018

<36613164310018

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

E. G. Baldinger.

Z. Nekr. d. T. IV. B.

Digitized by Google

Nekrolog

der Teutschen

für

das neunzehnte Jahrhundert.

Herausgegeben

von

Friedrich Schlichtegroll.

Vierter Band.

Gotha,

bey Justus Perthes, 1805.

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Digitized by Google

Ernst Ludwig von Benkendorf,

Churſächſiſcher General der Cavallerie und Chef der Garde du Corps, Ritter des St. Heinrichs-Orden.

geb. d. 5. Jun. 1711.
geſt. d. 5. May, 1801.

Wenige der Helden, die an dem ſiebenjährigen Kriege Theil genommen haben, — dieſem folgereichen Kampf, der ſo unvergeßlich ſeyn wird als das achtzehnte Jahrhundert ſelbſt — ſind in das neue Seculum herüber gekommen; noch wenigere derer, die in jenem Kriege bereits eine bedeutende Rolle ſpielten, Lorbeern des Siegs erkämpften, und ſchon in den frühern Schleſiſchen Kriegen zu

der glänzenden Wirksamkeit vorbereitet und gebildet worden waren, durch die sie dann im siebenjährigen sich mit Ruhm bedeckten. Unter diese wenigen gehört der neunzigjährige Greis, der acht und sechszig Jahre hindurch dem Churhause Sachsen mit unerschütterlicher Treue diente, der seinem Staate und den Regenten desselben zur Ehre gereichte, und dessen Nahme, wenn durch nichts anders, allein schon durch den heißen Tag bei Collin unvergeßlich seyn würde, wo er den fliehenden Sieg noch mit tapferer und glücklicher Hand ergriff und wieder zu seiner Parthey zurückführte — einen Sieg, der unter jenen Umständen, ohne Uebertreibung, für das Schicksal von ganz Europa entscheidend genennt werden kann! — Das ganze Sächsische Heer sah ihn als seinen Vater an, und sein erhabener Landesherr erkannte und ehrte seine Verdienste. Diese Achtung von einem weisen und tugendreichen Fürsten, und dasjenige, was der Redner neben seiner Bahre öffentlich von ihm sagte, — das sind vollgültige Zeugnisse von seinem Verdienst. Denn es liegt ein hoher Werth darin, von diesem Regenten geehrt zu werden, dessen längst erworbener Ruhm der Gerechtigkeit mit jedem

dem Jahre steigt, und dessen weise und würdevolle Regierung mitten in stürmischen Zeiten nah und fern bewundert und gepriesen wird; — und es ist, so wie die letzte, so die größte Ehre, wenn der jüngere Freund an dem mit Lorbeer bekränzten Grabe so sprechen darf *): — „Laßt uns das Andenken an die Thaten eines Veteranen zurück rufen, welcher voll heißen Eifers, voll edelmüthigen Bestrebens für das Wohl seines Fürsten, für den Ruhm seiner Fahnen und Kampfgenossen, als ein erhabenes Beyspiel länger als ein halbes Jahrhundert zur Ehre des Sächsischen Heers hervorragte, und von Pflicht und Ehrgefühl beseelt, von Wahrheit, Recht und Uneigennützigkeit geleitet, sich die

*) S. die Standrede, die der Rittmeister Bar. v. Odeleben beym Sarge seines Chefs hielt, um den er mehrere Jahre als Adjutant gewesen war und von dem er sehr geliebt wurde. Ihm gab auch, als ein werthes Geschenk, der General die Papiere, aus denen die folgende Biographie geschöpft ist, und die der ehrwürdige Krieger, der sich im Alter gern noch in der Erinnerung seiner schönern Jahre sonnte, selbst dictirt hat.

Digitized by Google

schönsten Lorbeern erwarb, womit je eines Greises Haupt bekränzt war; eines Veteranen, der sowohl im Angesicht des Todes, als in der Ruhe des Friedens, sich die Achtung und die Liebe seiner Zeitgenossen, den Seegen so manches Edlen verdiente; der voll unermüdeter Thätigkeit, ohne Partheylichkeit überall nützte und half, wo er konnte, unbekümmert um Verkennung oder Tadel, und mit Vorsatz nie vom Wege des Rechts und der Billigkeit abwich; dessen strengstes Gesetz die unerschütterlichste Rechtschaffenheit war, und der sein thatenvolles Leben mit dem frohen Bewußtseyn endigen konnte, keinen Augenblick verlohren zu haben, wo er zum Besten der Menschheit, zum Wohl seines Fürsten und Vaterlandes mitwirken konnte."

Er, der älteste von fünf Brüdern, war zu Anspach gebohren, wo sein Vater Hofmarschall am Markgräflichen Hof war; seine Mutter aus der Familie von Lengefeld *). Die

*) Aeltere Nachrichten über seine Familie s. in Biedermanns Geschlechtsregister der Voigtländischen Ritterschaft.

Die erste Erziehung bekam er in Anspach; die Heftigkeit und aufwallende Hitze, die ihn bis in das höchste Alter begleitete, machte seinen Aeltern und Erziehern viel zu schaffen. So gab er am Paradebette des Markgrafen, wo er als zwölfjähriger Knabe mit hingestellt war, einem andern Pagen über einen kleinen Streit eine Ohrfeige. Doch gieng er nach solchen Ausbrüchen des Jähzorns bald wieder in sich, und suchte es gut zu machen, wenn er jemanden mit Unrecht etwas Hartes gesagt hatte. Bey stürmischer Witterung war er besonders reizbar und verdrüßlich; er erzählte, daß er an solchen Tagen während der Feldzüge oft seine Trompeter vorgerufen hätte, um ihn aufzuheitern; diese hatten dann einen harten Stand, da er selbst Virtuos auf der Trompete war und keinen Fehler ungerügt hingehen ließ.

Vom sechszehnten bis neunzehnten Jahr (1730) studierte er in Jena. Sein Vater, der nun als Oberamtmann in Feuchtwangen stand, aber am Hofe zu Anspach noch viele Verbindungen hatte, wünschte, daß er studieren und dann einmal einen glänzenden Weg als Geschäftsmann an diesem Hofe machen möchte. Benkendorf fühlte aber zu

dies

dieser Laufbahn keine Neigung, und hegte immer den Wunsch Soldat zu werden. Sein zweyter Bruder Carl Christian, wurde durch den Oestreichischen Feldmarschall Neiperg bey dessen Regiment gebracht *), und dies erregte schon

*) Dieser, Carl Christian, geb. 1713, blieb nachher im Türkenkriege bey Orsawa. — Wir wollen hier sogleich eine Nachricht von den übrigen Brüdern einschalten. Der 3te Bruder, Johann August, geb. 1715, war zuletzt Oberstallmeister in Sachsen Gothaischen Diensten, und starb im Sept. 1768 in Calais, als er in Geschäften seines Hofs von England nach Frankreich zurück gieng. — Der 4te, Johann Friedrich, geb. 1716, kam in Preuß. Dienste, wurde 1757 Major, kommandirte ein Grenadierbataillon, und nahm als Obristlieutnant seinen Abschied. — Der 5te, Wilhelm Friedrich, geb. 1720, war Würtenbergischer Oberforstmeister, dann geheimer Rath und Cammerpräsident, zuletzt Minister und Oberdirektor der Archive in Anspach, starb 1796. — So war ihm von seinen nähern Verwandten zuletzt niemand mehr übrig, als die Wittwe seines Bruders Joh. August. Diese Dame war unter der Zahl derer, die er mit Wärme liebte und ehrte, und er wünschte in den letzten Jahren, sie beständig um sich zu haben; sein Tod hinderte die Ausführung dieses Planes.

schon den Neid dieses ältern. Unterdessen fuhr er doch im Fleiß des Studierens fort, um seinem Vater den Willen zu thun, und ließ sich mehrmals examiniren. 1730 besuchte er das große Sächsische Lager zu Zeithayn, das viele Fremde herbeylockte, und nährte dadurch seine Neigung zum Soldatenstande.

Nach vollendeten Universitätsjahren hielt es sein Vater für gut, ihn auf drey Jahre an den Hof des Fürsten Günther nach Rudolstadt zu schicken, um, wie er sich ausdrückte, ihm den Studenten aus dem Kopf zu bringen.

Hier wendete er seine mehrste Zeit auf das künstliche Reiten, für das er eine große Vorliebe hatte und immerfort behielt; er ritt unter Anleitung eines alten geschickten Stallmeisters Heubel, die jungen Pferde, und brachte es in dieser Kunst sehr weit; übrigens hatte er die fürstliche Tafel und genoß viele Gewogenheit von dieser edlen Familie.

Unterdessen suchte sein Vater bey dem Könige von Preußen, Friedrich Wilhelm I. eine Civilanstellung für ihn in Magdeburg, oder sonst wo in dessen Dienste; der alte militärische König aber, der sich näher nach ihm erkundigt hatte, antwortete in seiner

ner bekannten Sprache, „es sey Schade um den jungen Mann, wenn er bey seinen Anlagen ein Stubensitzer werden solle," — und bot ihm eine Fähndrichsstelle in der Preußischen Armee an. Dieß war nun zwar nicht Benkendorf's Wünschen gemäß; indeß verschaffte ihm dieser Umstand und die Antwort des Königs doch von seinem Vater die Erlaubniß, Soldat zu werden. Der junge Benkendorf wünschte in Oesterreichische Dienste zu gehen; der Vater bat daher den Markgrafen von Anspach um Empfehlung an den Prinzen Ludwig von Würtenberg, der damals in Italien kommandirte, und hernach bey Padua blieb; aber der Markgraf war mit diesem seinem Neffen gespannt, und erbot sich daher lieber zu einer Empfehlung bey dem Herzog von Weißenfels und dem Sächsischen Feldmarschall Wackerbart. Der junge Benkendorf machte Anfangs Schwierigkeiten, den Sächsischen Dienst zu wählen; als sein Vater auf die Ursache drang, gab er an, dieser Dienst sey zu kostspielig, als daß ein Subalternoffizier sich ohne Unterstützung vom Hause halten könne. Der Vater versprach ihm diese, und so war sein Loos entschieden; er schlug demnach auch den

Sach-

Sachsen-Gothaischen Dienst aus, wo er durch Vermittelung des Generals Goldacker gleich als Kapitain der Infanterie mit Compagnie angestellt werden sollte, und erhielt bey der Churfächsischen Garde du Corps die Stelle als Souslieutenant mit Capitainlieutenants Titel.

Als er den ersten Mittag (13 Jul. 1733) in Dresden an der Wirthstafel im Gasthofe aß, lößte man eben die Kanonen; Benkendorf erfuhr, es geschähe, weil eben ein Prinz gebohren sey. Es war dieß der nachherige Herzog Carl von Curland. „Nun sagte Benkendorf, entweder ist der Prinz meinetwegen, oder ich seinetwegen gekommen" — und sonderbar war es, daß dieser Prinz wirklich in der Folge so eng mit ihm verbunden wurde, daß Benkendorf das Regiment desselben länger als sechs und zwanzig Jahre kommandirte, und durch viele Umstände geleitet, eine so treue Anhänglichkeit an die Familie desselben hatte; denn er war diesem Prinzen und dessen Gemahlin so ergeben, daß die Sterbetage dieser beyden fürstlichen Personen, bis an sein Ende, Tage der tiefsten Trauer für ihn blieben, und so von ihm gefeiert wurden. Ueberhaupt — und das mag gleich hier gesagt seyn — war

Ben-

Benkendorfs Anhänglichkeit an seinen Regenten und dessen ganzes Haus, unbeschreiblich groß und oft rührend. Der geringste Unfall derselben interessirte ihn, die geringste Unpäßlichkeit, die einem Gliede der fürstlichen Familie zustieß, konnte den sonst so muthvollen Mann beunruhigen. Er hatte alle Zweige des königlichen und kurfürstlichen Hauses in ihrer frühen Jugend kennen gelernt, und daher, und weil er während des siebenjährigen Krieges mit dem Prinzen Xaver, Albrecht, Carl und Clemens in mancher kritischen Lage gewesen war, rührte seine zärtliche und treue Theilnahme an ihnen. Prinz Carl wagte sich in den kriegerischen Affairen, denen er beywohnte, immer weiter, als es nöthig war, und gar oft hat ihn Benkendorf von seiner kühnen jugendlichen Hitze zurückgehalten und zur Gelassenheit zurückgeführt. —

Kurze Zeit nach seiner Anstellung bey der Garde du Corps, verrichtete er während des Urlaubs des Adjutanten dessen Geschäfte, nebst dem übrigen Compagniedienst, indem alle Officiere der Kompagnie auf Urlaub waren, ein Zeichen, wie bald er sich in seine neue Laufbahn fand, und wie sehr sie zu

seinen

seinen Neigungen stimmte. Dabey fiel in den ersten Jahren seiner Dienstzeit (um 1735) wo er in Pirna in Garnison stand, mancher lustige Streich vor, den er mit seinen jugendlichen Cameraden (v. Römer, v. Kückbusch, zwey v. Ponickau, v. Bülow) verübte. Einst hatten sie in Pirna nach alter Sitte brav gezecht, und Benkendorf, als Oberschenk der Gesellschaft, zwey Bouteillen Wein hintereinander ohne abzusetzen aus der Flasche getrunken; sie ritten von da weg und kamen an das Fährhaus gegen Dresden zu. Hier hatte den Morgen vorher Benkendorf gegen Bülow behauptet, daß er, wenn er gedrängt wäre, eher durch die Elbe schwimmen, als sich dem Feinde ergeben würde. Bülow erzählt das den übrigen, nennt Benkendorf den Elbritter u. s. w. Dieser bleibt bey seiner Behauptung, und sagt endlich, daß er nicht bloß aus Nothwendigkeit, sondern jetzt gleich als Scherz durch die Elbe schwimmen wolle. „Ich wette Pferd gegen Pferd, wenn du durchschwimmst", sagt Bülow. Benkendorf nimmt die Wette an, und ruft seinen Bedienten mit den Pferden. Der Diener sieht, daß es Ernst ist, und sagt ihm: „Nehmen

sie

sie mein Pferd; es wird noch besser schwimmen als das ihrige. Benkendorf setzt sich auf, ruft aber noch, ehe er hineinreitet: „Unsere Wette gilt nichts“. — Die anderen, die dieß alles anfangs für Scherz hielten, erhoben ein Zedergeschrei, als das Pferd, tief in den Fluß herein ist und vom Wasser gehoben wird; doch dieses arbeitet sich glücklich mit seinem Reiter durch, und Benkendorfs treuer Diener folgt auf dem andern nach, bis sie das jenseitige Ufer erreichen, wo aber den Pferden durch einen einfließenden Bach das Schwimmen erschwert wurde. Die Gebadeten kamen indeß glücklich ans Ufer; der nun nüchtern gewordene Benkendorf schämte sich seiner begangenen Thorheit, und ließ sich auf der Fähre wieder hinübersetzen. Auf dem Heimwege wollte sich Bülow über sein Bad lustig machen. „Kein Mensch, sagte da Benkendorf, ist daran Schuld als du, und wenn du mit der Neckerey nicht aufhörst“, — genug, dieser mit naher Gefahr verbundene Jugendstreich, zeigt wenigstens von Benkendorf's Muth! In Dresden hatte sich bald das Gerücht verbreitet, ein Officier von der Garde du Corps sey ertrunken; da sie aber sämmtlich wieder

in

in Pirna eingetroffen waren, so entstanden keine Verdrüßlichkeiten bey dem Chef, dem Herzog von Weißenfels. — Er hielt die Polnischen Pferde in großen Ehren, und war stolz darauf, das Regiment Karl mit Pferden aus den besten Gestüten der Familie Bogdanowicz beritten gemacht zu haben. Er selbst ritt im siebenjährigen Kriege ein polnisches Pferd, einen sehr bösen Fuchs, den er in der Schlacht bey Collin, noch nicht fünfjährig, zum erstenmal bestieg, und der nachher sein Bataillenpferd und 34 Jahr bey ihm alt ward. — Mit einem andern ritt er einst (wahrscheinlich im Frühjahr 1762) in einem Tage von Dresden bis Karlsbad, achtzehn Meilen, um noch denselben Tag eine Depeche des Feldmarschalls übergeben zu können; er gab zwar das Pferd verlohren, kannte aber genau die Fußsteige und kam glücklich an Ort und Stelle. — Als General erhielt er immer dreyßig Rationen, ersparte aber davon keine, sondern hielt im Gegentheil immer noch einige Pferde mehr. Er ritt noch als acht und achtzigjähriger Greis bis zwey Jahre vor seinem Tode, wo es ihm eintretende öftere Schwindel nicht mehr erlaubten. — So sehr er geschickter

und

und leidenschaftlicher Reiter war, eben so sehr war er auch geübter und eifriger Jäger, Büchsen- und Pistolen-Schütz; er schoß einst in zwey Monaten zwey und vierzig Hirsche, und benutzte besonders dazu das große Revier seines Vaters, wenn er ihn auf Urlaub besuchte. Bey einem solchen Besuch im Reiche sah er damals auch die Belagerung der Festung Philippsburg durch Prinz Eugen, bey dessen Armee zwey seiner Brüder standen.

Sein erster bedeutender Marsch (1736) gieng nach Warschau, um die sechs dortigen Compagnien des Regiments abzulösen. Eben hatte der Russische Feldmarschal Münch und der Herzog Johann Adolph Danzig genommen; die Großen der Stanislausschen Parthey unterwarfen sich, und im August erfolgte der Pacifications-Reichstag, auf welchem August III als König erkannt, und die Ruhe hergestellt wurde. Der Hof gieng noch in diesem Jahre nach Sachsen zurück; die Hälfte der Garde blieb aber in Warschau, wo Benkendorf bey dem Zusammenfluß großer Familien in der Residenz nicht unangenehm lebte, und zum Rittmeister vorrückte. (1737 — 38). Unvermuthet wurde (im März

März 1738) die Garde von zwölf Kompagnien auf acht gesetzt, doch den reducirten Officiers ihre bisherige Gage gesichert; die es verlangten, sollten bey Vacanzen nach ihrem Dienstalter wieder in der Garde angestellt werden, andere in der Armee bey der Cavallerie. Benkendorf befand sich mit unter den reducirten Offiziers, marschirte mit einem Theil der Mannschaft nach Sachsen zurück, und erklärte sich für eine Anstellung in der Armee. Er that bey einem Lustlager in der Nähe von Dresden, zu Ehren der Vermählung der Königin von Sicilien, Dienst unter den Generalen Baudissin und Polenz, wodurch er dem erstern vortheilhaft bekannt wurde und einen Gönner an ihm erhielt. Nun gieng der Hof nach Pohlen, und Benkendorf mit Urlaub auf einige Jahre zu seinem Vater, wobey er sechs und dreyßig Thaler monatlich aus der Chatoulle des Königs hatte, und ganz sich selbst überlassen war. (1738 — 41) Unstreitig die sorglosesten Jahre seines Lebens! Er genoß jenen Urlaub mit voller Heiterkeit der Jugendkraft, besuchte die benachbarten Höfe, als in Bayreuth, wo die Schwester Friedrichs des Großen wohnte, in Stuttgard, Oettingen u. a. Die

Mark-

Markgräfin von Anspach lebte damals mit ihrem Hofstaat allein auf ihrem Lustschloß Schwaningen, und sah gern einen vergnügten Zirkel um sich; Benkendorf wurde dahin eingeladen; man vergnügte sich durch Konzerte, kleine Bälle, Schauspiele und Schlittenfahrten. Er war bey der Fürstin und ihren Damen sehr gelitten, und zeigte, daß er nach alter Ritterweise Tapferkeit und Minne zu verbinden wisse. Als nachher das, eine zeitlang unterbrochene gute Einverständniß zwischen dem Markgrafen und seiner Gemahlin wieder hergestellt wurde, kehrte sie zu ihrem Gemahl nach Triesdorf, und Benkendorf zu seinem Vater zurück.

Indessen starb im May 1740 der König Friedrich Wilhelm von Preußen, und im Okt. desselben Jahres Kaiser Karl VI. Die Erzherzogin Maria Theresia sollte der pragmatischen Sanction zu Folge in alle Erbländer des Kaisers succediren; allein sowohl die Kurfürstin von Sachsen, zugleich Königin von Polen, als die Kurfürstin von Bayern machten als Töchter des ältern Bruders Joseph I. auch Anspruch auf die Erbschaft. Zugleich suchte der neue Preußische König, Friedrich II, kurz nach seinem Regierungsantritt seine Forderun-

derungen auf einige Herzogthümer Schlesiens geltend zu machen, ließ Truppen einrücken, gewann die Schlacht bey Mollwitz und bedrohte Oestreich mit einem ernsthaften Kriege. Sachsen und Bayern machten genaue Verbindungen mit Frankreich und Preußen, und ließen ihre Ansprüche sehr laut werden. — Unter diesen kriegerischen Aussichten erhielt Benkendorf Befehl, (1741) nach Sachsen zurück zu kommen, wo er die Sächsische Armee in zwey Lagern bey Eulenburg und Torgau fand. Der General en Chef, Graf Baudissin, stellte ihn beym Cürassier-Regiment Maffei als dritten Rittmeister an, wo er sich Maffei's Freundschaft durch sein offnes Wesen, seinen Eifer und seine Sprachkenntnisse bald zu erwerben wußte. Maffei hatte niemanden um sich, mit dem er Französisch sprechen konnte, und so wurde Benkendorf sein beständiger Gesellschafter. Denn dieser hatte eine große Vorliebe für jene Sprache, und war mit der französischen Literatur, besonders mit Moliere, Racine und Voltaire, vertraut. In Polen war späterhin Bayle's Dictionaire sein treuer Begleiter und sein Trost. — Noch als Greis von fast neunzig Jahren sagte er oft ganze

Seiten aus Racine's Trauerspielen her, die er zum Theil auf freundschaftlichen Theatern hatte aufführen helfen, und erregte Erstaunen über sein vortreffliches Gedächtniß.

Der Sommer 1741 wurde mit Negotiationen hingebracht; der König von Preußen war selbst in Dresden gewesen, und man war übereingekommen, daß Franzosen, Preußen, Bayern und Sachsen in Böhmen einrücken, und solches so viel möglich in Besitz nehmen sollten. Das Sächsische Korps unterm Commando des General Grafen Rutowsky wurde zu 22,000 Mann angegeben, sollte zu den Preußischen Truppen stoßen, und unter dem Generalkommando des Königs selbst stehen. Der erste ernsthafte Vorfall, an dem er Theil nahm, war die Eroberung von Prag. Dann (Februar 1742) entschloß sich der König von Preußen, Brünn zu berennen, und Benkendorf war wieder von denen, die aus dem Maffeischen Regiment hierzu beordert wurden. Der König schien mit dem kommandirenden sächsischen General nicht vollkommen zufrieden zu seyn. Das sächsische Korps fieng an Mangel zu leiden; es hatte eine zeitlang weder Fleisch noch Salz, noch Wein oder Brandewein,

ja

Digitized by Google

ja sogar keinen Taback für den gemeinen Mann; dieser Mangel verursachte bald große Krankheiten, so daß besonders die Infanterie beträchtlich an der Ruhr litt, und manche Bataillons kaum ihre Fahnen und Feldstücke bedienen konnten. Die Sachsen zogen sich nun gegen die Elbe zurück. Benkendorf wurde bey eintretender Krankheit seiner Vormänner im Regimente theils zu Majorsdienst gebraucht, theils vertrat er Adjutantenstelle beym General von Dürfeld; von diesem thätigen Inspekteur der Kavallerie lernte er viel, da derselbe eben manche Vorschläge zur Verbesserung der Reiterey that, an welchen damals gearbeitet wurde, wenn sie in das Quartier kamen oder Rasttag machten, wo Benkendorf die Ideen des Generals zu Papier bringen mußte. Eben war es daran, daß ein Korps von 6000 Sachsen unter dem General Polenz zu den Franzosen gehen, und dabey Benkendorf General-Quartiermeistersdienste verrichten sollte, als die Nachricht kam, der König von Preußen habe bey Czaslau die Oestreicher geschlagen, den Breslauer Frieden geschlossen, und dem König von Pohlen acht Tage Bedenkzeit gegeben, ob er dem Frieden

beytreten wolle. Dieser Beytritt erfolgte; die Sachsen brachen aus dem Lager bey Saaz nach ihrem Vaterland auf; Benkendorf mit ihnen, der aber gerade in diesem Zeitpunkt von Maffei weg, zu dem Regiment Chevauxlegers des Prinzen Carl als zweyter Kapitain mit Erhaltung einer Compagnie versetzt wurde. In diesem seinen neuen Platz kam er in dem Lager bey Pirna an. Sein Geschäfte bestand nun darin, die Gränze des für neutral erklärten Sachsenlandes vor feindlichen Invasionen mit bewahren zu helfen; hierzu war auch ein Pulk Uhlanen beordert, die sich niemand verständlich machen konnten, woraus viele Excesse entstanden; da mußte Benkendorf mit 100 Mann vom Prinz Carlschen Regimente überall gegenwärtig seyn, um durch Leute, die beyde Sprachen verstanden, unangenehme Vorfälle zu hindern. Inzwischen wurden die Franzosen genöthigt, Prag zu räumen, die Bayern waren nach Hause gekehrt, und viele wollten sich nun durch Sachsen zurückziehen; dabey hatte Benkendorf viele Noth, um durch kluges Benehmen Verdrießlichkeiten abzuwehren, bis er im December 1742 mit seinem Regimente nach Polen aufbrechen mußte.

Hier

Hier bekamen sie Standquartiere in Lithauen bey Lomaçy; Benkendorf insbesondere kam in den Schlüssel Rouda zu liegen, zwischen drey Seen und einem Morast, in Dörfer, die noch niemals Soldaten gesehen hatten, und wo es so gut war, als läge er im fernsten Siberien. Die Soldaten mußten sich dort selbst einzurichten suchen, und mehrere Officiers nahmen einige ökonomische Beschäftigung vor, sowohl zu ihrem Zeitvertreib, als zu Verbesserung ihrer Lage. Kaum hatte indeß Benkendorf seine Hütte fertig und seinen Garten angelegt, als der zweyte Schlesische Krieg ausbrach, woran Sachsen wieder Antheil nehmen mußte, aber nun so, daß es mit Oestreich verbunden gegen Preußen focht; das Regiment Carl und mit ihm Benkendorf mußten so eilig, als möglich, nach Sachsen.

Bekanntlich war die Campagne von 1744 vortheilhaft für die Oestreicher abgelaufen, und der König von Preußen gezwungen, Prag und Böhmen wieder zu verlassen, wie im Jahr vorher die Franzosen. Die Sachsen bildeten wieder einen Cordon längst der Gränze, wobey dies Regiment bey Torgau Cantonirungs-Quartiere bezog. Im April

1745

1745 zogen die Preußen unter Kommando des Fürsten von Dessau ein Corps bey Halle zusammen, und die Sachsen bildeten unter Graf Rutowski ein Lager bey Leipzig, wobey Benkendorf einen Vorposten von 100 Pferden in Skeudiz kommandirte. Der ganze Sommer wurde von beyden Theilen ruhig in Sachsen zugebracht; die Oestreicher aber hatten die Bataillen bey Hohenfriedberg oder Striegau und Sohe in Schlesien verloren, und in der ersten hatten die unter dem Herzoge von Weißenfels dabey befindlichen Sachsen sehr viel gelitten. Jetzt noch im December zog sich das Kriegsgetümmel nach Sachsen, und die große Schlacht bey Kesselsdorf entschied noch in diesem Jahre das Schicksal der Kriegführenden.

Es ist hier nicht die Absicht, eine Kriegsgeschichte zu liefern, sondern die Biographie eines einzelnen Mannes, der hie und da in diesem Kriege auftritt. Die allgemeinen Vorfälle sind bekannt; hier kann nur die Rede davon seyn, welchen Antheil Benkendorf daran nahm, darum ist ein Detail über kleine Vorfälle nöthig, das zugleich lehrreich für den Mann von gleichem Stande ist, und für uns übrige eine Anschaulichkeit von militäri-

schen

schen Unternehmungen und Anstrengungen gewährt, die allgemeine Beschreibungen nie leisten. Dies zur Entschuldigung der Ausführlichkeit, womit die nächsten und in der Folge mehrere Vorfälle hier behandelt werden. Mit dem Antheil, den Benkendorf an der Bataille bey Kesselsdorf nahm, mögen uns seine eignen Worte bekannt machen.

„Der Fürst von Dessau war von Skeudiz her eingebrochen, vertrieb die bey Leipzig zurückgebliebenen kleinen Sächsischen Garnisonen, und schien sich gegen Dresden zu ziehen. Die Sachsen sammelten sich daher auch bey Dresden, und Prinz Carl von Lothringen kam gleichfalls durch die Lausitz gegen die Elbe. Während der König von Preußen sich nun näherte, Prinz Carl von Lothringen bey Dresden über die Elbe gieng, und der Fürst von Dessau von Meißen aus sich längst der Elbe heraufzog, nahm die sächsische Armee unter General Rutowski ihre Stellung so, daß der rechte Flügel an Bennerich, der linke an Kesselsdorf zu stehen kam, und den Feind erwartete. Das Regiment Prinz Carl war einige Tage in dieser Gegend herum marschirt, hatte die Nacht auf den funfzehnten bey Braunsdorf zugebracht und die Pferde

am

am Zügel gehalten. Auf die Nachricht, daß der Feind sich bey Wilsdruff zusammengezogen habe, wurde ein Detaschement von 60 Jägern dahin geschickt, um Erkundigung einzuziehen. Während dessen gieng ich vor der Fronte meiner Eskadron auf und ab, als plötzlich der Brigade-Major Graffen gesprengt kam, und mir sagte, es sollte ein Kapitain mit 50 Pferden unverzüglich zum General Rutowski kommen, der an der großen Batterie bey Kesselsdorf zu finden wäre. Ich zeigte ihm den Major des Regiments, der nicht weit davon auch umher gieng; er antwortete mir aber, es sey nicht Zeit, diesem erst Nachricht zu geben. Ich ließ also Leute aufsitzen, nahm 50 Mann davon, und begab mich zum General Rutowski, der mir befahl, von unserer Anhöhe längst dem Dorfe Grumbach zu gehen und Nachrichten einzuziehen, ob dort etwas Feindliches wäre. Da ich nichts dieser Art fand und auf der andern Seite des Dorfes wieder zurück gieng, traf ich den General Sybilski mit seinem Regiment und drey Pulks Uhlanen längst der Landstraße so postirt, daß er diese vor sich hatte, dabey aber sehen konnte, daß von Wilsdruf aus eine starke Linie des Feindes im Anmarsch sey,

und

und die Flanke davon sich näherte. Ich meldete dem General Sybilski meinen gehabten Auftrag, und fragte, ob er mich vielleicht bey sich behalten wollte, in welchem Fall ich einen Officier mit dem Rapport an den Grafen Rutowski schicken würde; er antwortete mir aber, daß er mich nicht brauche. Ich eilte, um mit meinem Detaschement zurück zu kommen; der General Sybilski ritt mir nach, und rief mir, ich sollte nicht eilen, weil sonst der Feind glauben möchte, wir liefen davon. Dieses fiel mir auf, und ich erinnerte den General, daß ich angefragt hätte, ob er mich bey sich behalten wolle? Er versetzte darauf, ich sollte nur da bleiben, und etliche wenige Leute über die Straße schicken, den Husaren entgegen, welche einzeln vor uns bravirten. Dies geschah, und da ich selbst einigemahl den Graben längst der Straße probirte, so fragte er mich, ob ich glaubte, mit dem ganzen Detachement hinüber kommen zu können; ich bejahte es, und nun befahl er mir, ich sollte gegen den feindlichen Flügel avanciren bis 50 oder 60 Schritt, eine Generaldecharche geben, und er wollte mich mit dem Regimente unterstützen. Ich führte diesen Befehl mit Dreistigkeit aus,

aus, einige Trupps Husaren schwenkten sich gegen mich, und ein Offizier mit ungefähr 30 Mann zog sich in größter Geschwindigkeit hinter mir weg, um mir wieder entgegen zu kommen; allein niemand ließ sich zu unsrer Unterstützung sehen. Meine Leute schmälten, daß das Regiment und die Uhlanen sie verließen, und zogen sich, so gut sie konnten, gegen Kesselsdorf. Der General Rutowski war noch an der großen Batterie, und als er sah, wie sehr ich gedrängt wurde, ließ er drey bis vier Kanonenschüsse auf den Feind thun, der sich sogleich zurückzog und mir den voraus gegangenen Offizier mit den 30 Pferden in Händen ließ, von denen, weil auch nun die Uhlanen dazu kamen, wenige entgiengen. — Ich verließ nun den General-Lieutnant Sybilski und gieng zu dem Regimente zurück, welches ich auf den linken Flügel des ersten Treffens ganz nahe an der großen Batterie antraf. Die feindliche Linie kam immer näher und näher; Kesselsdorf war von unsern und den Kaiserlichen Grenadiers vom Grünschen Corps besetzt, und der Feind machte alle Anstalten, dieses Dorf zu forciren, wurde aber dreymal zurückgeschlagen und ließ sehr viele Leute davor sitzen. Endlich

lich rückten die Grenadiere aus dem Dorfe zu weit vor, und einige mochten anfangen, die Todten zu plündern; der Feind benutzte dies, und kam mit einem großen Corps Cavallerie unserm Fußvolk in den Rücken; auf der großen Batterie sprang ein Pulverkarren und die Unordnung nahm überhand. Unsere Reiterey vom linken Flügel rückte zwar gegen die feindliche Infanterie vor, war aber so postirt gewesen, daß sie eine schiefe Fronte gemacht hatte, welche vor dem Angriff wieder zu richten vernachläßigt wurde, so daß eine Eskadron der andern in den Weg kam und alles durch einander gieng. Der Graf Rutowski suchte in Person sein Regiment wieder zu formiren, konnte es aber nicht wieder heranbringen. Da nun zugleich diejenigen Bataillons der Infanterie, denen die Preußische Cavallerie in den Rücken gekommen war, nicht mehr Stand hielten, so erfolgte ein übereilter Rückzug in ziemlicher Unordnung. Als ich gewahr wurde, daß das Regiment mit seinen Fahnen schon das Ravin bey Braunsdorf passirt war, und auch unsere Generalität diesen Weg nahm, suchte ich von den vielen auf dem Schlachtfeld zerstreuten Leuten unseres Regiments zusammen

zu

zu bringen, was mir möglich war, konnte aber doch nicht mehr an mich ziehen, als etwa 80 Mann und einen Subalternofficier; mit diesen schloß ich mich abermals an das Sybilskische Dragoner-Regiment, welches der General nach Leubnitz führte, mir aber rieth, ein anderes Dorf zu suchen, um einige Stunden ausruhen zu können, worauf ich denn bis Röthnitz gieng. Der Prinz Carl von Lothringen hatte diesen ganzen Tag über mit seiner Armee vor dem großen Garten bey Dresden gestanden, und es ist nicht kategorisch erörtert worden, warum er keinen Succurs nach Kesselsdorf geschickt hat; einige behaupten, er hätte nicht kommen wollen; andere hingegen, er hätte sich dazu erboten, man habe aber gedankt und ihm geantwortet, wir wären stark genug und seines Beystandes nicht benöthigt. — Alles hatte sich nun gegen den großen Garten gewendet und marschirte die ganze Nacht längst der Elbe nach der Böhmischen Gränze zu. Ich gieng nach Tagesanbruch mit meinen 80 Mann den nämlichen Wegen, und meldete mich zu Mittage im Hauptquartier zu Sedlitz.“ —

Benkendorf gieng nun mit der Sächsischen Armee nach Böhmen, und wurde mit

mit 100 Pferden vom Regimente Prinz Carl und mit eben so viel von Rutowski kommandirt, alle Debouchées aus Sachsen nach Böhmen bey Postelberg, Kaden, Gerkau und Kommothau zu besetzen, und darauf zu achten, ob irgendwo Preußen nach Böhmen zu gehen Miene machten. Aber wenige Tage darauf wurde der Dresdner Friede geschlossen, der dem zweyten Schlesischen Kriege ein Ende machte, worauf sein Regiment und er in der Gegend von Chemnitz Quartiere erhielt.

Diese Quartiere dauerten nicht lange; schon im März 1746 kam Befehl, nach Polen aufzubrechen. Benkendorf gieng mit dem Regimente durch Böhmen, Mähren und Oberschlesien nach Crakau; ihr Standquartier erhielten sie in der Königlichen Oekonomie Sambor. Der jetzige Commandeur dieses Prinz Carlschen Regiments, der Obrist Graf von Nostitz, war in Sachsen geblieben, gab aber dem Regimente Befehl, im August in Warschau einzutreffen, um die Dienste bey dem Königlichen Hoflager zu verrichten. Es blieb ein Detaschement zu Besetzung der Quartiere in Sambor unter Kommando des ältesten Kapitains. Nach der Einrückung in Warschau,

schau, wohin der Obrist auch angekommen war, wurde dem damaligen Gebrauch zufolge, ein groſses Avancement vorgenommen, wodurch Benkendorf die Ernennung zum Major erhielt. Das Regiment, das seit seiner Errichtung fast immer in Polen war, hatte zwar von jeher den Ruhm braver, lebhafter und zum wirklichen Dienst unermüdeter Soldaten genossen, war aber im Exerciren und in der äußern Nettigkeit vernachläſsiget worden; der jetzige Obrist suchte daher diese Mängel zu heben, wobey ihm aber viel entgegengestrebt wurde, indem die meisten bejahrten Officiers es lieber gesehen hätten, wenn es beym Alten geblieben wäre. Doch wurde die Verbesserung durchgesetzt, obgleich die Kabalen so weit giengen, daß der Obrist eine Ehrensache daraus machen mußte. — Der König gieng im December desselben Jahres nach Sachsen zurück und das Regiment wieder nach Sambor, wo es nun zehn Jahre hindurch sein Standquartier behielt. Während dieser Zeit wurden alle Jahr zwey Monate im Frühjahr und eben so viel im Herbst zum Exerciren angewendet, wozu sich alle Bequemlichkeit fand, indem das ganze Regiment in der Vorstadt Sambor und den benach-

nachbarten Dörfern untergebracht werden konnte und Exercierplätze fand, die für Armeen hingereicht hätten. Im Sommer wurde drey Monate hindurch Gras gefüttert, welches so in Ueberfluß da war, daß die Pferde sich im besten Stand erhielten. Die Ungarische Gränze lief an der Oekonomie hin; man hatte nur sechszehn Meilen nach Tockay und achtzehn bis zur Moldau, so daß die Anschaffung der Pferde wohlfeil und mit Aufmerksamkeit betrieben werden konnte. Benkendorf wendete gleich den ersten Sommer dazu an, zu untersuchen, woher man die besten leichten Pferde bekommen könnte, und er fand, daß darin die Moldau den Vorzug hat. Auf seinen Betrieb richteten sich nun die Officiers so ein, daß während acht Jahren zwey und zwey Compagnien sich aus derselben Stuterey beritten machten, wodurch ein egaler Schlag von Pferden in das Regiment kam. Der Obrist Graf von Nostitz erhielt die Verwaltung dieser Königlichen sogenannten Oekonomie, die aus 3 Städten und 143 Dörfern bestand, gegen Abgabe einer Quantität Salz, die, wenn sie an Ort und Stelle gebracht war, dem Könige an hunderttausend Thaler eintrug; alle diese Ortschaf-

schaften durften zur Salzfabrik benutzt werden, und der Obrist hatte dabey Gelegenheit, durch seine Industrie noch ein Nahmhaftes zu gewinnen. Dem Regimente wuchs daraus der Vortheil zu, daß die Compagnien gemächlich verlegt werden konnten; die meisten Capitains nahmen die herrschaftlichen Vorwerke ihres Quartierstandes in Pacht, und erleichterten dadurch die Ausfütterung; dabey hatten Soldat und Bauer eine Obrigkeit, welches beyden Vortheil und Zufriedenheit schaffte. Durch diese Einrichtungen hatten die Compagnie-Inhaber Gelegenheit, wenn sie gute Wirthe waren, etwas zu verdienen; andern Theils waren sie auch gezwungen, einen weit größern Aufwand als anderer Orten zu machen, da theils die Rekrutirung, die in Sachsen gemacht werden mußte, sehr kostbar ausfiel, theils alle Montirungsstücke, wenn sie tüchtig seyn sollten, von weitem herzugeführt werden mußten, z. B. die Sättel aus Warschau; alles Lederwerk, hauptsächlich Beinkleider aus Königsberg in Preußen; die Leibes-Montur für Unterofficiers und Gemeine aus Großpolen; die Tücher für die Officiers aus Danzig.

Im

Im Jahr 1752, Monat May, marschirte das Regiment zum Reichstag nach Grodno in Litthauen, wo es campirte und baraquirte; es exercirte vor dem König, und erhielt Beyfall, so wie man allgemein anerkannte, daß es sich merklich gebessert hatte. Benkendorf wurde zum Obristlieutnant ernannt, mußte aber die Majorsgeschäfte dabey fort versehen. — Bey dem Reichstage, der zwey Jahre darauf in Warschau gehalten wurde, hatte das Regiment kein Geschäfte; da aber die beyden Prinzen Xaver und Carl mit in Warschau waren, so nahm Benkendorf Urlaub, und hielt sich dort so lange auf, als der Reichstag dauerte. Nach seiner Rückkehr zum Regiment fuhr er fort, sich in dieser Zeit der militärischen Muße mit den wirthschaftlichen Pachtungsangelegenheiten des Generals zu beschäftigen, der dies mit Dank erkannte, da er oft auf seinen Gütern in Schlesien abwesend war.

Um diese Zeit hatte sich der politische Horizont wieder umzogen, und der dritte Schlesische, oder siebenjährige Krieg nahm seinen Anfang. 1756 fiel der König von Preußen unvermuthet in Sachsen und Böhmen ein. Wir übergehen hier das Umstand-

liche dieser Lage, das aus den beyden deutschen Meisterwerken über diese merkwürdige Periode aus der in militärischer Hinsicht so belehrenden Lloyd-Tempelhoffschen Geschichte des siebenjährigen Krieges, und aus Archenholz gedrängter, ergreifender Darstellung desselben, als bekannt voraus gesetzt wird. Die sächsische Armee, ungefähr sechzehn tausend Mann stark, hatte ein festes Lager unter dem Königstein genommen, und der König von Polen selbst befand sich auf dieser Festung. Der eitle und verschwenderische Minister in Sachsen, der damals die Gutmüthigkeit seines Herrn so sehr mißbrauchte, hatte in der That gegen die brave sächsische Armee eben so unbegreiflich nachlässig und leichtsinnig gehandelt, wie gegen das ganze Land, vollkommen so, wie es Lloyd (Th. I. p. 8.) sehr treffend schildert. Die Folge davon war, daß der größte Theil des sächsischen Militärs in jenem Lager bey Pirna von dem Könige von Preußen zu Kriegsgefangenen gemacht wurde; und nur dem Könige von Polen verstattete man, mit dem Gefolge, das er bey sich hatte, vom Königstein aus ungehindert nach Polen zu gehen. Bey dieser Capitulation hatte man von preußischer Seite ver-

vergessen, die vier in Polen liegenden sächsischen Cavallerieregimenter den Bedingungen der übrigen Armee mit zu unterwerfen, und durch diesen Zufall behielt der König August von Polen von seiner gefangenen Armee noch diese vier Regimenter, die er um jene Zeit in seinem Königreiche stehen hatte, nämlich die Regimenter Prinz Carl, bey welchem unser Benkendorf als Obristlieutnant stand, Prinz Albrecht, Graf Rutowski, (sämtlich: Chev. Leg.) und ein Carabinier-Regiment. Unter diesen Umständen stieg also noch die Wichtigkeit dieser braven und, wie wir sahen, zeither gut unterhaltenen Regimenter für die Ehre des sächsischen Militärruhms, da sie die einzigen waren, die durch jene fatale Capitulation nicht mit vernichtet wurden. Alle in Sachsen befindliche Generals hatten sich gegen den König von Preußen verbindlich gemacht, nicht zu dienen; man gab also das Commando über diese Truppen dem bey dem Prinz Carlschen Regimente als Kommandeur stehenden Generalmajor, Grafen von Nostiz, und zugleich den Befehl, sie sogleich in marschfertigen Stand zu setzen und bey Crakau zusammenzuziehen. Der ältere Obristlieutnant, von Prittwitz

hatte die eine Hälfte des Regiments Prinz Carl dahin zu führen, während Benkendorf die übrigen vier Compagnien auf einem andern Weg über Lissa, Rosenberg und Bochnia eben dahin brachte. Bey Rosenberg, als eben Benkendorf die vier Capitains zu weiterer Verabredung bey sich hatte, erhielten sie über Tische die traurige Nachricht von dem unglücklichen Schicksal ihrer Cameraden in Sachsen. Bey dem Gespräch darüber, daß sie nun gegen Preußen zu kämpfen hätten, ließ einer dieser Officiers die Bemerkung fallen, mit was für Herzen sie nun gegen ihre Glaubensgenossen, die Preußen, streiten könnten? Benkendorf wurde ganz unruhig über diese unerwartete Bemerkung, und nahm alle seine Beredtsamkeit zusammen, um zu zeigen, daß in einem angefangenen Kriege kein Religionsunterschied in Betrachtung kommen dürfe; er warnte einen jeden, sich solcher unpassenden Bemerkungen zu enthalten, fühlte aber zugleich, wie sehr er bey solcher Stimmung auf seiner Hut seyn müsse, um Widriggesinnten keine Blöße zu geben.

Den 13. November 1756 trafen diese vier Regimenter und noch zwey Pulks Uhlanen

nen zusammen. Der General Graf Rostitz war unaufhörlich damit beschäftigt, dies Corps immer mehr in wehrhaften Stand zu setzen; unter andern gerieth er auch auf den Einfall, bey den ersten Gliedern aller vier Regimenter Lanzen einzuführen, die er in größter Geschwindigkeit verfertigen und gleich bey Crakau eine Probe damit machen ließ. Benkendorf hatte hiermit viele Plage, und durfte, ungeachtet seiner verschiedenen Ueberzeugung, der Sache nicht widersprechen; aber bald kam von Warschau der Befehl, die Lanzen zurück zu lassen, und es war weiter nicht mehr die Rede davon.

Benkendorf mußte nun in Teschen mit einem kaiserlichen Commissair den Marsch des Corps verabreden; das Resultat war, daß sie in Teschen durch einen kaiserlichen Commissair übernommen und nach Ungarn in die Comitate Neutra und Trenszchin als Winterquartiere geführt wurden. Nun gieng der General Rostitz nach Wien, um wegen Verpflegung und weiterer Bestimmung dieses Truppencorps das Nöthige zu verabreden; der Obrist Prittwitz wurde von einem gefährlichen Schwindel befallen, und so war Benkendorf derjenige, auf welchem die Sorge

für

für das Regiment allein lag. Indessen waren jene Anmerkungen, die sich, wie oben erwähnt, mehrere Officiers über den Religionsunterschied erlaubt hatten, unbedachtsamer Weise in großen ungarischen Häusern bekannt und nach Wien gemeldet worden; Benkendorf erhielt daher eine gemessene und scharfe Ordre, den Ursprung solcher Reden zu untersuchen und ohne Ansehn der Person die Urheber ausfindig zu machen. Er las diesen, die er gar wohl kannte, die Ordre vor, und zeigte ihnen, die sehr betroffen waren, an, daß er alles nach Wien berichten würde; er schien unerbittlich; nach einigen Stunden aber ließ er sie sämmtlich wieder kommen, nahm die heiligsten Versprechungen von ihnen an, daß sich niemand mehr unterstehen würde, dergleichen Reden zu führen, und versprach, die Sache so viel möglich wieder gut zu machen, wodurch dieser übelverstandene Religionseifer von nun an gänzlich unterdrückt wurde.

Sie genossen diese Art von Winterquartieren bis in den Monat April 1757, und bereiteten sich während derselben auf alle Weise zu einem künftigen Feldzug. In der Mitte des May trafen die vier sächsischen

Regi-

Regimenter in dem östreichischen Lager bey Ollmütz ein. Indeß war die Nachricht von der für Oestreich unglücklichen Schlacht bey Prag hier angelangt, nach welcher der commandirende östreichische General, Feldmarschall Brown, alle Prinzen und Generals nebst dem größten Theil der Armee sich nach Prag gezogen hatten, und dort von dem König von Preußen belagert wurden. Die Sachsen mußten daher sogleich weiter marschiren, um die neu unter dem Feldmarschall Daun zusammengezogene Armee zu verstärken, und rückten Ende May's in ein Lager bey Malleschau zu dem Corps des Grafen Nadasti, vor welchem sie als ein Corps de Reserve campiren mußten, und dem preußischen General-Prinz von Bevern, der bey Altkollin etwa 20,000 Mann stark war, gegenüber standen. Der General Daun freute sich des guten Zustands dieser Sächsischen Reiterey, und Benkendorf hatte Gelegenheit, durch seine Lebhaftigkeit und Diensteifer den besondern Beyfall des General Nadasti zu erwerben und so das ganze Regiment geachtet zu machen. Im Lager bestrebten sich die sächsischen Officiers, bey ihrem Corps die nöthige Disciplin, Aufmerksamkeit

und

und Vorsicht einzuführen, blieben aber ruhig bis zum 4. Jun. Von jetzt an, wo Graf Daun sich gegen Prag zog, um es zu entsetzen, bis zur Schlacht bey Collin gab es kleine Affairen zwischen beyden Armeen, in denen Benkendorf mehrmals große Entschlossenheit zeigte, und dadurch das feste Vertrauen des Regiments in seine Einsicht und Vorsorge erwarb, welches seine nächste glänzende Wirksamkeit vorbereitete.

Nachmittags am 17. Jun. war Benkendorf vorwärts geritten und eines großen Staubes auf der Landstraße von Prag gewahr geworden. Er meldete dies sogleich dem Grafen von Nadasti, der einige Tage heftig krank gewesen war, jetzt aber schnell das Bette verließ und mit Benkendorf ausritt. Es zeigte sich, daß ein starkes Corps Truppen im Anmarsch war, denn der König von Preußen stieß so eben mit einem starken Corps zu der Beyernschen Armee; die Avantgarde wurde schon bey Kaurzim gesehen, und fieng bereits mit einem östreichischen Bataillon von Salm zu schwarmuziren an. Nadasti begab sich sogleich zum commandirenden Feldmarschall Daun; alles mußte sich marschfertig halten, und Abends neun Uhr bekam

kam das Nadastische Corps und die sächsischen Regimenter Befehl, rechts ab hinter der Armee wegzumarschiren, um dadurch auf den rechten Flügel versetzt zu werden; denn Graf Daun erwartete für den morgenden Tag ein Treffen, indem er vermuthete, der König werde ihn angreifen, oder auch entschlossen war, selbst der angreifende Theil zu werden. (s. Tempelhof I., 182.)

„Nach Tagesanbruch, so erzählt Benkendorf, befanden wir uns hinter Krzeczor; ich hatte eine Art von Vorgefühl, daß wir einen Ehrentag haben würden, ritt von dem Trupp in ein kleines Wäldchen, ließ mir weiße Wäsche geben und die Haare auskämmen, steckte einen grünen Busch auf und ließ durch meinen Reitknecht so viel Eichenbüsche für das Regiment mitnehmen, als er fortbringen konnte; mit diesen traf ich es noch auf der Straße, und wir maschirten nun auf der Plaine hinter dem Dorfe auf.“ —

Der König maschirte den 18. früh mit der Armee auf der großen Straße von Prag nach Wien, und traf den ganzen Vormittag seine Anstalten zum Angriff; Graf Daun beobachtete ihn und machte seine Gegenanstal-

ſtalten. Schon bey dieſen vorläufigen Diſpoſitionen bewirkte Benkendorfs ſcharfer militäriſcher Blick eine höchſt vortheilhafte Maasregel. Die ſächſiſche Cavallerie ſtand mit dem Nadaſtiſchen Corps auf dem rechten Flügel nahe bey dem Eichenbuſch *); Nadaſti befahl dem General Noſtitz; der die Sachſen commandirte, dieſe ſo viel als möglich aus einander zu dehnen, um den ganzen Raum zwiſchen dem Walde und dem rechten Flügel der Daunſchen Armee einzunehmen. Das Terrain war aber, wie Benkendorf einſah, zu weitläuftig, und überhaupt durch Cavallerie gegen einen Angriff von Infanterie gar nicht zu behaupten. Der Obriſtlieutnant Benkendorf ſtellte dies bündig und überweiſend dem General Noſtitz vor, überzeugte ihn und den General Nadaſti, ſo daß

*) Wem es um anſchauliche Vorſtellung dieſes für Benkendorfs Ruhm ſo wichtigen Unternehmens zu thun iſt, der muß den Riß von der Schlacht bey Collin, wie er ſich in dem erſten Theil des ſiebenjährigen Kriegs von Lloyd-Tempelhof findet, zur Hand nehmen. Der Eichenbuſch iſt dort mit Lit. 13 bezeichnet.

daß dieser sogleich zum Feldmarschall Daun ritt, um die zur Besetzung dieses Postens nöthige Infanterie zu verlangen. Dieser gab auch gleich Befehl, ein Corps Infanterie von der Reserve zu nehmen, und mit demselben den Posten zwischen dem Wäldchen und dem rechten Flügel der Armee zu besetzen. Es mochte ungefähr Vormittag 11 Uhr seyn, als diese ankam und ihren angewiesenen Platz einnahm, worauf die sächsische Kavallerie etwas weiter zurück gieng, um sich näher an den rechten Flügel der Daunschen Armee zu setzen *).

Nachmittags um zwey Uhr machte der König den ersten Angriff, und eine mörderische Schlacht begann. Die Preußen kämpften mit unbeschreiblichem Muthe, General Hülsen und Ziethen griffen vier Stunden nach einander siebenmal an, und brachten den rechten Flügel der Oestreicher zum Weichen. Auf dem linken Flügel waren die Kaiserlichen glücklicher, durften aber die zurückgetriebenen Preußen nicht verfolgen, da sie sich sonst

*) S. Tempelhof 1, 207. Benkendorf ist dort blos mit dem Anfangsbuchstaben seines Namens bezeichnet.

sonst zu weit von ihrem leidenden rechten Flügel entfernt hätten. Schon war das allgemeine Uebergewicht auf Seiten der Preußen; der rechte Flügel der Oestreicher konnte nicht mehr widerstehen. Die sächsische Cavallerie war bis spät nicht zum Handgemeng gekommen; sie blieb ruhig im Wäldchen, bis der Preußische General Hülsen im Begriff war, noch einen Angriff zu thun, und damit unfehlbar den rechten Flügel zu werfen. Das Dorf Krzcezor stand im Brand, alles drängte sich nach dem Wäldchen hin; die Kanonade und das heiße Gefecht hatte mehrere Stunden gedauert. General Nostitz, der die sächsische Cavallerie commandirte, befahl, daß die zwey sächsischen Regimenter, Prinz Albert und Graf Brühl rechts abmarschiren und sich mehr gegen das Wäldchen ziehen sollten, um die östreichische Infanterie wo möglich noch zu unterstützen. Es war vergessen worden, das Prinz Carlsche Regiment hiervon zu benachrichtigen; der Commandeur desselben Benkendorf jagte daher zum General Nostiz, und fragte, ob sein Regiment dieselbe Bewegung mitmachen sollte. Er bekam Ja zur Antwort, erwiederte, daß er sogleich den Befehl vollziehen würde, beklagte aber,

daß

daß er ein Terrain verlassen sollte, wo er vollkommen orientirt sey, um hoffen zu dürfen, von hieraus etwas Vortheilhaftes gegen den Feind unternehmen zu können. General Nostitz besann sich etwas, und gab zur Antwort, Benkendorf sollte mit seinem Regimente nur stehen bleiben, er wolle mit den beyden andern Regimentern auch wieder zurückkommen. So schwankend waren schon die Maaßregeln; die Oestreicher litten immer mehr: schon war bey ihrem Chef der Rückzug beschlossen und den Preußen der Sieg gewiß. Nur großer Muth und großes militärisches Talent konnte jetzt noch eine glückliche Wendung für die östreichische Armee herbey führen.

„Ich ritt nun wieder, so erzählt Benkendorf selbst, zu meinem Regimente, fand aber den gemeinen Mann in lebhafter Bestürzung darüber, daß die zwey andern Regimenter sich entfernten und schon viel schweres Geschütz rückwärts gieng. Ich tadelte ihre unnöthige Aufmerksamkeit, sprach ihnen Muth zu, und ermahnte sie, bey erster günstiger Gelegenheit zu zeigen, daß sie Sachsen wären. Indem sprengte der Adjutant Freund herbey und suchte den General Nostitz; ich

fragte

fragte nach seinem Auftrag, und er wies mir einen Zettel, auf dem mit Bleystift geschrieben war: Die Retraite ist nach Suchadol. Ich warnte den Offizier, dieses Papier ja niemanden als dem General Nostitz zu zeigen, und gab ihm einen sichern Unteroffizier mit, der ihn zu diesem General bringen sollte. — Gerade jetzt bemerkte ich, daß das Feuer der preußischen Infanterie vor dem Prinz Carlschen Regimente immer schwächer wurde und endlich ganz aufhörte. Ein kaiserliches Bataillon in meiner Nähe war indeß von demselben so mitgenommen worden, daß es nicht mehr Stand halten konnte und zu flottiren anfieng; ich entschloß mich daher rasch, rückte mit meinem ganzen Regimente diesem wankenden Bataillon zur Hülfe entgegen, ließ alle Verwundete (die sich mit den Todten von diesem einzigen Bataillon gegen 300 Mann beliefen) durch Intervalle durch, stand den eifrigst beschäftigten Officiers bey, die gesunde Mannschaft zu sammeln und zu ordnen, um ihren Platz wieder einzunehmen, und verpfändete meine Ehre, sie nicht zu verlassen, sondern bis auf das Aeußerste zu unterstützen. Kaum war dies ausgeführt, so kamen zwey preußische Schwadronen in vollem

lem Trab, um dieses Bataillon wieder zu werfen. Sogleich ließ ich, da ich nicht mehr Fronte fand, eine meiner Eskadrons der andern folgen, durch das Intervall des österreichischen Bataillons passiren, und so dem Feind entgegen gehen *). Die Leib-Eskadron war die erste; der dabey befindliche Capitain von Pöllnitz griff die preußische Schwadronen wüthend an, warf sie, so daß sie die Flucht ergriffen, bis zu dem Wirthshaus Zlatyslunz verfolgt und die meisten gefangen wurden. Die folgenden zwey Eskadrons trafen unter Commando des Major von Kaiserlingk auf die Flanke der feindlichen Infanterie, und brachten sie in Unordnung. Als ich von der Anhöhe, dort beschäftigt das Carlsche Regiment von seiner eben ausgeführten Expedition wieder bey seinen Fahnen zu sammeln, dies gewahr wurde, und zugleich sah, daß auch die beyden andern sächsischen Regimenter sich der Oeffnung, durch welche ich passirt war, näherten, ritt ich ihnen entge-

*) Man vergleiche Tempelhof, I., 217 und 18, wo der so oft erwähnte, aber nicht genannte Obristlieutnant immer unser Benkendorf ist; ferner pag. 222 und 23.

gegen, zeigte ihnen die wankenden feindlichen Bataillons, und hatte die Genugthuung zu sehen, wie diese von den sächsischen Reitern mit größtem Muth angegriffen, zerstreut und gefangen wurden, so daß in wenigen Minuten sieben Fahnen erbeutet waren. Als nun auch die übrigen Sächsischen Dragoner, nebst tausend Pferden kaiserlicher Cavallerie herbey eilten, durch eben diese Intervalle passirten und dem feindlichen linken Flügel in den Rücken kamen, wurde die Deroute allgemein. Der den linken Flügel commandirende preußische General-Lieutnant von Dießkau wurde verwundet und gefangen, der Feind suchte in größter Unordnung den Weg nach Prag, mit Verlust vieler Kanonen und Trophäen, mehrerer Generale und einer großen Anzahl von Verwundeten und Gefangenen, so daß der Sieg entschieden auf unsrer Seite war. —"

Es ist schon der Mühe werth, mit obiger Erzählung aus dem Munde des Helden, den dieser Tag verherrlichte, die Schilderung zu vergleichen, die uns ein Meister in solchen Darstellungen, Archenholz, von dem Antheil der Sachsen an jenem Siege giebt (Gesch. des siebenjährigen Kriegs, I, 99.): „Einige sächsische Regimenter Cavallerie, die

sich

sich bey Dauns Heere befanden, und vor Begierde brannten, sich mit den Preußen zu messen, brachen nun ohne erhaltene Ordre los und stürzten auf den Feind. Der Obristlieutnant Benkendorf, Befehlshaber des Dragonerregiments Carl von Sachsen, gab eigenmächtig diesen für den ganzen Krieg entscheidenden Befehl. — Wenn es der Reiterey glückt, in Infanterie einzuhauen, so bleibt der letztern nichts übrig, als zu fliehen, widrigenfalls ist ihr Loos Tod oder Gefangenschaft. Dies war ein natürlicher Grundsatz bey allen im Kriege berühmten Nationen bis auf die Schlacht von Collin, wo die hohe Disciplin der Preußen mit ihrer Tapferkeit in gleichem Schritte gieng. Man ließ ganze Schwadronen Reiter eindringen, und mitten in diesem Gewühl von Menschen und Pferden, die den Tod drohten, formirten die Leibwache des Königs, die Regimenter Bevern, Heinrich und Hülsen, mit der seltensten Gegenwart des Geistes, geschlossene Vierecke, und feuerten auf den Feind pelotonweise nach dem Reglement und mit einer so bewundernswürdigen Ordnung, als ob sie bey einer Musterung gewesen wären. In diesen lebendigen Mauern, die Ver-

nichtung sprüheten, eingesperrt, stürzten Roß und Mann übereinander, und formten Leichenhügel im Innern, dem Tode geweihten Bezirk. Diese muthigen Reiter hatten sich selbst in den magischen Kreis gleichsam gebannt, und sahen keine Möglichkeit zu entrinnen. Es kam aber mehr Cavallerie den Sachsen zu Hülfe und fiel die Preußen von vorne und im Rücken zugleich an, so daß diese endlich dem ungleichen Kampfe unterliegen mußten. — Die sächsischen Dragoner schnaubten nach Rache. Die zwölf Jahre zuvor in Schlesien in Verbindung mit den Oestreichern erlittene Niederlage, wo das Loos der Sachsen traurig war, schwebte noch in dieser Krieger Andenken, daher man jetzt viele bey ihren alles zerfleischenden Säbelhieben ausrufen hörte: „Dies ist für Striegau!“ — Alles was diese Reiterey nur erreichen konnte, wurde niedergemetzelt oder gefangen genommen. Das erstere Schicksal hatte Friedrichs Leibgarde, die aus tausend der schönsten Menschen bestand, größtentheils Ausländer, allein in der Potsdamschen Kriegsschule gebildet und mit militairischem Ehrgeize gepanzert. Dieser trat hier an die Stelle der Vaterlandsliebe. Sie fochten, da schon

alles

alles um sie her das Schlachtfeld geräumt hatte, bis sie den Geist aufgaben; sodann deckten sie mit ihren schönen Leibern, in Reihen und Gliedern gestreckt, ihren blutigen Schlachtplatz. So wie Pyrrhus, da er zum erstenmal Roms Legionen bekämpfte, die erschlagenen Römer mit Erstaunen betrachtete, so blickten Theresiens Feldherrn auf die mit dem Gesicht gegen den Feind gewandten Leichname der erlegten preußischen Leibtrabanten, von denen nur 250 diesen Tag überlebten." —

Und so stand nun auch Benkendorf im Gefühl einer großen hervorgebrachten Wirkung, im Gefühl der Erfüllung seines Muth fordernden Berufs, unter dem nächtlichen Himmel da, und suchte noch zu thun, was geschehen mußte, damit er ganz mit sich zufrieden seyn konnte. „Ich hatte viel Mühe, fährt er in seiner einfachen Erzählung fort, meine auf dem Wahlplatze zerstreuten Leute wieder zu sammeln, da viele sich beschäftigten, Gefangene zu machen, diese rückwärts zu bringen, Beute zu suchen, und vor Freude nicht an die Zukunft dachten, endlich fand ich den General Nostitz, der mit dem Pferde gestürzt und im Gesicht beschädigt war; wir blieben die Nacht auf dem

Schlachtfelde, und mit Tagesanbruch marschirten wir über daſſelbe hin, bis zu jenem Wirthshauſe an der Landſtraße, wo ſich das ganze Nadaſtiſche Corps wieder verſammelte. Hier machte General-Major Noſtitz ſeine Relation an den König, auf welche er in der erſten, ſehr gnädigen Antwort zum Generallieutenant, der Oberſt von Gößnitz zum Generalmajor, und ich zum Obriſten ernennt wurde; Noſtitz erhielt Befehl, auch bey dem ſächſiſchen Corps eine Andacht halten zu laſſen, während das Tedeum bey der großen Armee geſungen würde. Ich wurde durch einen Trompeter in das Hauptquartier beordert, wo alles zum Tedeum bereitet war. Der Feldmarſchall, General Daun, ſagte mir bey meiner Ankunft, weil ich ſo vielen Antheil am Siege gehabt habe, ſey es wohl billig, daß ich mit ihm unſerm Herr-Gott danke. Da ich nichts zum Umkleiden hatte, indem der Bediente, der eine Uniform und etwas Wäſche mit ſich führen mußte, während der Schlacht davon geritten, unſre Equipage aber zurück geſchickt worden war, ſo wollte ich mich unter den kaiſerlichen, in vollem Galla gekleideten Officiers im Zelte verſtecken; der regierende Herzog von Würtemberg

berg aber rief mich vor, und setzte hinzu: er wollte gern seine ganze Garderobe darum geben, wenn er diesen staubigten Rock mit der Ehre, wie ich, tragen könnte."

So entschied Benkendorfs Tapferkeit und Geistesgegenwart diesen höchst wichtigen Tag bey Collin. Wer kann es berechnen, was geschehen seyn würde, wenn Benkendorf nicht gethan hätte, was er that! Der Sieg war dann in den Händen der bis dahin unüberwundenen, und auch hier mit unaussprechlicher Tapferkeit unter den Augen ihres großen Königs fechtenden Preußen, und zwar ein Sieg, reich an den wichtigsten Folgen. Prag hätte sich ergeben müssen, die ganze Gestalt der Dinge hätte sich geändert. Und so hat ein geistvoller Politiker *) nicht unrecht, wenn er vierzig Jahre später die überraschende Bemerkung macht: es wären wohl nur zwey Männer daran schuld, daß Berlin noch nicht so wichtig, als Paris sey; und als diese zwey Männer nennt er, den Commandeur der sächsischen Dragoner, der bey Collin die preußische Lücke entdeckte, womit er niemand anders als unsern Benkendorf meynt; und Peter III., der König Friedrichs Warnung nicht hörte. — Kö-

*) S. v. Voß in seiner Beleuchtung der Richardschen Briefe, p. 119.

König Friedrich mußte nun sogleich die Belagerung von Prag aufheben. Das sächsische Corps gieng darauf nach Böhmischbroda, von wo aus General Nostitz seinen braven Obristen mit nach Prag nahm. Hier fand Benkendorf die beyden sächsischen Prinzen, Xaver und Carl, bey dem Prinzen Carl von Lothringen im Jesuiter-Collegio, und wurde von ihnen mit vieler Gnade und Freundschaft aufgenommen. Und wie sollten sie nicht dem Manne danken, der, obwohl noch auf einem subalternen Posten, einen so wichtigen Ausschlag gegeben, und die Ehre der braven sächsischen Armee, die zeither durch Unglücksfälle in der allgemeinen Meynung so sehr gesunken war, mit einemmal wieder gerettet hatte! — Sie nahmen ihn mit zu dem Feldmarschall Braun, der an seinen Wunden krank lag, und dem Benkendorf mit einer ausführlichen Beschreibung jenes Tages, die er von ihm verlangte, die letzte militairische Freude machte; denn drey Tage darauf starb dieser tapfere Greis.

Die Darstellung der allgemeinen Kriegsbegebenheiten in den übrigen Monaten des Jahrs 1757 muß an einem andern Orte gesucht werden; hier nur die, an welchen B. Antheil

theil nehmen konnte. — Das Nadastische Corps hatte zunächst nun bald den Prinzen Heinrich, bald den König zu observiren, war mit bey der traurigen Zerstörung der reichen Stadt Zittau, occupirte den Jäckelsberg bey Görlitz, wobey der preußische General Winterfeld blieb; überall waren die sächsischen Reiter dabey, und überall zeigte sich ihr Obrist Benkendorf als ein kluger und entschlossener Officier. — Bey Görlitz bat er seinen Chef um Erlaubniß, ins feindliche Lager einfallen zu dürfen, es wurde ihm aber nicht zugestanden. Er entgieng dadurch der Unannehmlichkeit, gegen seinen Bruder fechten zu müssen, dessen Grenadierbataillon den Berg mit besetzt hatte, und der auch wirklich nachher dort durch den Unterleib, wiewohl nicht tödtlich, geschossen wurde. — Als das Winterfeldtsche Corps sich nach Schlesien zog, und Nadasti ihm folgte, standen sie einst bey Lauban auf einer Anhöhe. Sie sahen den Feind unten in einem Dorfe; Nadasti, überhaupt zeither sehr mißmuthig über den Unfall, durch den er bey Ostriz seine kostbare Equipage und die dabey befindliche so wichtige Correspondenz mit der Königin von Polen verlohren hatte, gieng einsam und nach-

den-

denkend auf der Höhe hin und her. Ein schlesischer Edelmann, der sich seit einigen Tagen bey ihnen eingefunden hatte, äußerte den Wunsch gegen Benkendorf, für ein gutes Douceur einen Husaren in das vor ihnen liegende Dorf und Herrenhaus, das seiner Gattin gehörte, mit einem Billet schicken zu dürfen. Benkendorf erhielt hierzu von dem General Nadasti die Erlaubniß, der Husar kam bald zurück, und die Edelfrau ließ sagen, sie stehe große Angst aus; der preußische Obrist Werner sey mit einem Corps im Dorfe, und eben müsse sie ihm zu essen schicken. Nadasti beorderte sogleich eine Eskadron, um ihn wo möglich zum Gefangenen zu machen, und fuhr fort, höchst mißmuthig auf der Anhöhe hin und her zu gehen. Benkendorf näherte sich ihm, und sagte, wie unruhig sie alle wären, ihn so mißvergnügt und nachdenkend zu sehen; Nadasti antwortete: er wäre beschäftigt, einen Baum auszusuchen, an welchen er den Obrist Werner, wenn er in seine Hände fiele, hängen lassen wollte. „Da wünsche ich, sagte Benkendorf ganz befremdet, daß wir ihn nicht bekommen; denn mir würde die Lust zum Dienen vergehen, wenn man anfangen will,

will, Obristen zu hängen.“ — Nadasti erwiederte: „Sie und Ihresgleichen kann der König nicht hängen lassen, wenn sie auch in seine Hände fallen sollten; aber ich kann Wernern aufknüpfen lassen, weil ich in dem Archiv meines Regiments, bey welchem Werner sonst als Rittmeister stand, Documente in Händen habe, die mich zu einer solchen Handlung berechtigen.“ — Die Eskadron besetzte das Dorf, Werner hatte aber zum Glück nicht gewartet, und Benkendorf beruhigte sich wieder.

An der, den 11. November 1757 erfolgten Eroberung der schlesischen Festung Schweidnitz hatte Benkendorf dadurch besonders Antheil, daß er durch seine Klugheit und Betriebsamkeit eine Spannung zwischen den belagernden östreichischen Generalen verhinderte. Die Belagerung war eigentlich dem General Nadasti aufgetragen, der durch ein Corps unter dem Herzog von Ahremberg verstärkt wurde. Schon war das Belagerungsgeschütz im Anzug und die Truppen rückten an die Festung an, als Nadasti dadurch im höchsten Grad aufgebracht wurde, und sich für beleidigt hielt, daß der Herzog von Ahremberg, der doch an sein Commando ge-

gewiesen war, die Parole auf einen ganzen Monat von dem Prinzen Carl von Lothringen erhalten und mitgebracht hatte, wodurch auch wirklich eine unerhörte Verwirrung entstehen mußte. Nadasti, der Benkendorfen als einen Vertrauten behandelte, sagte ihm, er wolle sogleich eine Staffete an die Kaiserin schicken und um seine Zurückberufung bitten, weil er unter solchen Beleidigungen zu dienen nicht gesonnen wäre. Benkendorf bat ihn sehr, sich nicht zu übereilen, jagte gleich zum General Nostitz, dessen Freundschaft mit dem Herzog von Ahremberg ihm bekannt war, und vermochte diesen, durch die lebhafteste Darlegung der Sache, eiligst zum Herzog zu reiten, ihm die Schwierigkeiten vorzustellen, und ihn zu bereden, von dem eingebildeten Vorzug in Absicht auf das Parolengeben keinen Gebrauch zu machen. Nostitz fand Gehör, der Herzog schickte alsbald seinen General-Adjutanten, um von dem General der Cavallerie Nadasti Parole und Befehle zu fordern, und Einigkeit und Ordnung wurden auf diese Art erhalten.

Schweidnitz ergab sich an Nadasti, unter dessen Befehlen auch Benkendorf an die-

dieſer Eroberung Antheil genommen hatte, und der ſich nun wieder mit der großen öſtreichiſchen Armee vereinigte, um gegen das Corps unter dem Prinzen von Bevern zu gehen. In der Schlacht bey Breslau (d. 22. Nov.) unterſtützte Benkendorf durch ſein Regiment mit vieler Beſonnenheit den öſtreichiſchen General Forgatzſch in einer ſehr bedenklichen Situation, und erwarb abermals dadurch Nadaſti's größten Beyfall; er hatte nämlich kleine Trupps gemacht, ſetzte ſie an die Spitze der delogirten Infanterie-Bataillons, und brachte den Feind, als ſchon die Dämmerung herbeykam, wieder zum Weichen; er blieb die Nacht bey General Forgatzſch am Feuer liegen, und gieng nach Mitternacht noch mit 50 Pferden vorwärts, um ſich von dem Rückzug der Preußen zu überzeugen. Den Tag darauf ergab ſich Breslau, und der Herzog von Bevern, der ſich von einem einzigen Reiter begleitet beym Recognoſciren zu weit vorwärts gewagt hatte, wurde gefangen. Benkendorf begegnete gerade dem Hauptmann Dragoni, der ihn zum Gefangnen gemacht hatte, und bezeigte dem Prinzen ſeine Theilnahme an dieſem Schickſal auf eine ſo eine herzliche Weiſe, daß

daß der Prinz es ihm nie vergaß, sondern ihm in der Folge Beweise seiner Freundschaft gab.

Nach so vielen Anstrengungen in diesem Jahre sehnte sich Benkendorf, so wie die ganze östreichische Armee, jetzt nach der Winterruhe, und er ritt den 2. December ins Hauptquartier, um, wie er scherzend sagte, einen Kalender zu kaufen, zur Erinnerung, daß man nun nicht mehr auf die Beständigkeit des Wetters rechnen, sondern an die Winterquartiere denken müsse. Aber erst mußte leider noch die blutige Schlacht bey Leuthen geliefert werden, in welcher Benkendorf mit seinen Sachsen mehr litt, als in allen Gefechten des zu Ende gehenden Jahres zusammen genommen. Ein grausames Schicksal für ihn am Ende eines so thatenvollen Jahres, und eine Anstrengung, die, wenn ihr Detail dargestellt wird, und man die rauhe Jahreszeit mit in Anschlag bringt, die Kräfte des Menschen und des Thieres zu übersteigen scheint! —

Prinz Carl von Lothringen hatte Nachricht, daß der König noch mit einer Armee nach Schlesien unterwegs sey, und General Nostitz, der eben aus einem Kriegsrath kam, brach-

brachte den unerwarteten Befehl mit, die drey sächsischen Regimenter sollten sogleich gegen Neumark vorrücken und die Vorposten der Armee machen. Noch den 2. December Abends brachen sie auf, rückten eine Meile vor das Lager, brachten die Nacht die Pferde am Zügel haltend zu, und trafen am Morgen bey Kattlau ein. Hier mußte B. die Vorposten bis Neumark ausstellen, womit, da die Gegend mit Bächen und Morästen durchschnitten war, er den ganzen Tag zubrachte, und erst spät ins Lager zurück kam. Als er am folgenden Morgen dem Gen. Nostitz den Rapport über die Vorpostenkette abstattete, war dieser mit den getroffenen Anstalten zufrieden, fügte aber hinzu, er wünsche wohl, ihn mit auf eine abermalige Recognoscirung zu nehmen, wenn B. seine Pferde nicht gar zu sehr angriffe. Dieser versicherte, daß ihn seine Pferde zu Dienstsachen nicht dauerten, und so ritten sie unverzüglich vorwärts. Hier hörten sie, die den König zwar im Anmarsch, aber noch entfernt glaubten, schießen, erfuhren seine Nähe, eilten zurück, wobey ihnen aber der tiefe Sand sehr lästig war, und fanden schon das ganze Lager abgebrochen und ausgerückt.

gerückt. Die Preußen überrumpelten Neumark, machten die Bäckerey und die Bedeckung von 800 Mann zu Gefangenen, und trieben die östreichischen Husaren und sächsischen Dragoner zurück.

„General Nostitz, so beginnt Benkendorf die Schilderung jenes blutigen Tages, lehnte die beyden sächsischen Regimenter Albert und Brühl mit ihrem rechten Flügel an ein kleines Wäldchen, und befahl mir, mich jenseit des Waldes zu ziehen, und mit diesen Regimentern in gleiche Linie zu stellen, welches ich pünktlich befolgte. Da aber der Feind sich kaum ein paar tausend Schritte vor uns, längst eines Grabens mit seiner leichten Cavallerie in eine Linie formirte, so wurde General Nostitz gewahr, er sey zu weit vorgerückt, und wollte mir solches zur Last legen, da ich doch nur gethan was er befohlen hatte. Der Feind machte Anstalt abzusitzen, wodurch wir die Zeit gewannen, uns einige hundert Schritte rückwärts zu ziehen. In dieser beschwerlichen Lage brachten wir die Nacht hin; den fünften December aber früh, eine Stunde vor Tagesanbruch, war alles zu Pferde und erwartete was geschehen sollte. Der Feind

setzte sich in Bewegung, und schien des Vorhabens, uns von beyden Seiten zu tourniren; der General Luchinsky zog sich daher mit den östreichischen Husaren schon zurück; General Rostitz wollte aber noch an keine Gefahr glauben. Er setzte die drey Regimenter, welche, da die diesjährigen Feldzüge zu Ende giengen, schon sehr schwach und mitgenommen waren, in zwey Linien, und wollte den Feind erwarten. Ich hatte den rechten Flügel des zweyten Treffens, und sah mit Besorgniß, daß feindliche Dragoner sich stark gegen Kattlau zogen, und uns da zu überflügeln drohten. Die erste Linie mußte sich endlich zurückziehen und die Putkammerschen Husaren kamen uns bereits so nahe, daß sie mir in die Escadron schießen, und ich dem Obristen vor mir deutlich in das Gesicht sehen konnte. Ich gestehe, daß die vielen Blessirten, die ich dadurch erhielt, mich dergestalt aus der Fassung brachten, daß ich im Begriff stand, vorwärts zu gehen und in die Husaren einzuhauen; wäre es geschehen, so würde die Schuld der unglücklichen Aktion gewiß auf mich geschoben worden seyn. Es kam mir aber, indem ich mich rühren wollte, der Befehl zu, die

zweyte

zweyte Linie sollte sich auch zurückziehen. Als dieses geschah, hatte die erste schon die Dörfer Born und Heide vom Feinde besetzt gefunden, so daß sie, von ihm verfolgt, mir entgegen kamen, die Putkammerschen Husaren aber mich im Rücken angriffen. Ich wurde an dem Dorf Borne links einen Hohlweg gewahr, in welchen ich mich mit dem Regiment warf, aber nicht wieder herauskommen konnte, bis ich einen Viehsteg entdeckte, ihn einschlug und so nach und nach einige meiner Leute zu mir bekam; mit diesen gieng ich, da ich den Feind sich nun auch zurückziehen sah, ihm nach, bekam eine Fahne wieder, und nahm den Hauptmann von Reutsch und von Steindel dem Feind wieder ab, welches aber zur Hauptsache nichts beytrug. Wir zogen uns hierauf zurück gegen die Armee; beyde sächsische Prinzen kamen uns entgegen, und ich konnte auf ihre Fragen nicht leugnen, daß wir zu lange gewartet hätten, im Widerspruch mit dem General Nostitz, der die Schuld auf die erste Linie schieben wollte. Die östreichische Armee stand schon in Schlachtordnung, man lies uns zwischen beyden Treffen durch und auf den linken Flügel marschiren. Die beyden

Regi-

Regimenter Albert und Brühl wurden in die Linie des Nadastischen Corps gesetzt, und ich mußte mit dem Regiment Prinz Carl eine Flanque machen. Vor uns war eine kleine Anhöhe mit Bäumen, besetzt von den würtembergischen und bayrischen Truppen; etwas links ein kleiner Wald. Nach Verlauf von einer Stunde, kam der Gen. Lieutn. Nostitz vor das Regiment geritten, und sagte mir, ich sollte alles angreifen, was aus diesem Walde hervorkäme; dies waren die letzten Worte, die ich von ihm gehört habe. — Es währte nicht lange, so wurden die würtembergischen Truppen auf der Anhöhe attakirt; nach einigem Widerstand verließen sie diesen Posten, und liefen in größter Unordnung zurück. Ich ritt vor, und redete ihnen zu, um sie aufzuhalten; allein vergebens, da der Feind mit Kartätschen hinter ihnen herschoß. Kurz darauf kamen die preußischen Gensd'armes um den Wald her, da ich denn das Regiment vorrücken, einschwenken und sich in Marsch setzen ließ. Prinz Carl von Sachsen kam dazu und wollte den Leuten Muth zusprechen; ich beschwor ihn aber, sich nicht so sehr zu exponiren, sondern diese Sache mir zu überlassen,

und sich so geschwind als möglich zum Prinzen von Lothringen zu begeben. Ich setzte das Regiment in kurzen Galopp, und als ich der ersten Escadron der Gensd'armes gleich kam, welche mit zwey Gliedern vom linken Flügel abmarschirt war, machte sie Fronte. Ich traf auf den Officier vom ersten Zuge, nach dem ich einigemal haute, der aber die Hiebe mit dem Degen parirte; ich verließ ihn und griff das Glied hinter ihm an, fand aber die feindlichen Pferde so sehr ermüdet und an einander angelehnt, daß sie nicht fühlten, wenn sie gehauen wurden, und mich verhinderten, durchzukommen. So suchte ich nun den Flügel, drang zwischen beyde Glieder, brachte die ersten zehn oder zwölf Mann des vordersten Gliedes zum Weichen, fand meinen Officier wieder, und zwang ihn durch einen Hieb in den Arm zur Flucht. Das zweyte Glied war unbeweglich auf der Stelle geblieben; ich hoffte, die mir nachkommenden Leute würden auch mit ihm fertig werden; als ich mich aber umsah, hatte ich nicht mehr als zwey Lieutenants und einen Wachmeister hinter mir; ich entschloß mich daher schnell, suchte vor dem zweyten Gliede vorbey zu kommen, das mich auch

nicht

nicht zu verhindern suchte, und sprengte gegen das nicht weit davon stehende kais. Dragonerregiment Sachsen Gotha, wo mir der dasselbe commandirende Obrist Pompiatti diese Auskunft gab: als ich angeritten sey, wären die folgenden feindlichen Escadrons losgebrochen, und hätten meine Leute von mir abgeschnitten. Unsere beyden andern Regimenter waren auch in das Gedränge gekommen, und ich sah nun auf dem Platz Freund und Feind wie einen Bienenschwarm unter einander herumreiten. Einige Leute des Regiments fanden sich zu mir; da ein Tambour dabey war, ließ ich Apell schlagen, passirte links vor mir einen Graben mit Wasser, und wollte dort das Rendezvous zum Raillement machen. Es glückte mir auch in so weit, daß sich einige hundert Mann daselbst bey mir einfanden, da indessen unsere beyden andern Regimenter über eine Brücke dieses Grabens gegen Lissa zu kommen suchten. Während ich mich beschäftigte, das Regiment zusammenzubringen, zeigten sich ein paar Trupps feindliche Cavallerie jenseits des Grabens; der Major Kaiserling ließ ein Dutzend Leute absitzen und auf sie feuern, worüber bald eine Stunde hingieng;

endlich verlohren sich diese Trupps, ich hatte immer mehr Leute zusammengebracht und suchte nun mit ihnen unsern rechten Flügel auf, wo ich hoffte, daß die Sachen besser stehen würden. Unterwegs rief mir der Feldmarschall Lieutn. Völlwarth einen Befehl vom Feldmarschall Daun zu, ich sollte unverzüglich nach der Brücke bey Neukirchen marschiren, ehe die feindlichen Husaren sie gewinnen könnten. Ich stellte dagegen die schlechten Umstände des Regiments vor, welches diesen Tag schon zweymal mit dem Feind handgemein gewesen sey, und schon einige Tage weder Brod noch Futter gehabt hätte; es half aber nichts; ungeachtet zwey Cavallerie-Regimenter, die nichts gethan hatten, in der Nähe standen, er beharrte darauf und ich marschirte." — So suchte denn der über Vorstellung thätige Mann, mit einer erfrornen, ausgehungerten und mißmuthigen Mannschaft, ohne gehörige Hülfsmittel, eine Brücke, die er in schlechten Umständen fand, so weit wieder herzustellen, daß bis Mitternacht Soldaten und Geschütz passirten, und die ganze Generalität ihm einmüthiges Lob ertheilte. — Es war ein heißer Tag für B. gewesen, ungeachtet er ihm keine

Lor-

Lorbeern brachte; er hatte mit anhaltendem Muth um den Sieg gekämpft, und fast allein in die preußische Cavallerie eingehauen; jetzt machte er noch mit vieler Geschicklichkeit, unter tausend Beschwerden auf den besetzten Straßen, die Arrier-Garde, und bedeckte die Casse. Alle Beschwerden einer geschlagenen Armee häuften sich jetzt, und mitten unter ihnen mußte B. mit seinen Leuten durch forcirte Märsche noch ein Lager zur Deckung von Schweidnitz bilden helfen, wo die erschöpften Menschen noch immer fort einzelnen Angriffen der Feinde Widerstand thun mußten. Graf Nostitz war verwundet und gefangen; General Monro, nun der älteste sächsische General, war alt und stumpf, hatte noch keine Relation von der Schlacht bey Leuthen nach Warschau gemacht, und B. mußte nun auch dieß noch übernehmen. Ein kaiserlicher Officier, der seine unaufhörlichen Anstrengungen sah, rief ihn hinter einen Schanzkorb, theilte seine Mahlzeit von zwey Rebhühnern mit ihm, und dazu kam eben auch etwas Brod aus Schweidnitz; und nun gieng es wieder ohne Ruhe fort, indem sich jetzt die Armee nach Böhmen zog, und er mit dem Rest seiner Leute wieder die

Arrier-

Digitized by Google

Arrier-Garde machen mußte. In 16 Stunden kam er nun nicht vom Pferde, da er unaufhörlich harcellirt wurde, traf kurz vor Mitternacht bey Landshut ein, mußte aber da gleich wieder die ersten Vorposten auf einer Anhöhe machen, indem die vorausmarschirenden Regimenter sich immer schon so gut als möglich untergebracht hatten. Da lag er auf schneebedeckter Erde; die grünen Sträucher umher, ihr einziges Holz, wurden mit Mühe zum Brennen gebracht, und wie erschrak er, als er beym Feuer kaum funfzig Mann vom Regiment zählen konnte. Uebermannt von Anstrengung, Verdruß und Unwillen ritt er an ein nicht entferntes Wirthshaus, fand die Stube voll liederliches Volk, warf sich aber doch in allen diesen Schmutz auf die Erde, machte den Hut zum Kopfkissen, und schlief ein. Ohngefähr drey Stunden hatten ihm wieder Kräfte gegeben, er stieg wieder zu Pferde, und kam vor Tagesanbruch nach Landshut. Er suchte den sächsischen Gen. Monro auf, stellte ihm mit Schmerz vor, daß er kein Regiment mehr hätte, und sich genöthigt sehe, durch eine Stafette nach Warschau zu melden, wie übel man ihn und das Regiment behandele, da

er

er alles allein thun müßte, die andern beyden Regimenter hingegen so sichtbar geschont würden. Monro erkannte selbst dies Unrecht an, und suchte ihn durch gute Worte zu beruhigen, und dadurch, daß schon Erfrischungsquartiere angewiesen wären. „Mir blieb, fährt er fort, nichts als Geduld übrig; ich ritt nun wieder zu meinem Vorposten auf der Anhöhe, fand einen Tambour vom Regiment, ließ unaufhörlich locken, und hatte das Vergnügen, daß sich von allen Seiten aus den unten am Berg liegenden Dörfern die in der Nacht verlohrne Mannschaft herauszog und oben bey dem Regiment wieder einfand, worauf ich in die angewiesenen Quartiere eilte.“. — Noch ritt er zum Feldmarschall Daun, der eben nach Wien zu gehen im Begriff war, und stellte ihm dringend vor, wie verlassen jetzt die sächsischen Regimenter wären; General Nostitz sey gefangen, Nadasti in der Linie angestellt, Gen. Zscheschwitz in Sachsen, der alte gute Gen. Major Monro entkräftet und unentschlossen, Gen. Major Gösnitz eben unpaß, so daß alles in Unordnung kommen müsse. Graf Daun versprach in Wien alles für die sächsischen Regimenter zu thun, was nur möglich sey. —

Nun

Nun setzten sie ihren Marsch nach Böhmen fort; nach Berathschlagung zwischen General Monro, Gösnitz und Benkendorf, was nach dem großen Verlust bey Leuthen und bey den jetzigen traurigen Umständen des Regiments am nöthigsten vorzunehmen sey, gieng B. zunächst nach Brünn, wo er die Winterquartiere bestimmte, und die Leute dahin führte, (es war die Gegend von Littau, Sternberg ꝛc.) dann aber nach Wien, um den Ersatz auszuwirken, den die Kaiserin für den Verlust durch den Feind zu thun versprochen hatte, und wo möglich bey Zeiten die dem Corps gebührenden Gelder zu erhalten, damit es sich zur künftigen Campagne vorbereiten könne; General Gösnitz gieng indeß nach Warschau, um die Rekrutirung durch Mannschaft, so wie die Anschaffung der Remontepferde zu besorgen.

In Wien fand B. alles höchst bestürzt über das Ende des Feldzugs von 1757; er sprach daher sowohl bey Fürst Kaunitz, der ihn besonders aufnahm, und sich die Schlacht bey Leuthen beschreiben ließ, als auch bey dem Finanzminister Haugwitz ohne Uebertreibungen und ohne vergebliche Klagen von der Sache, und richtete durch seine Darstellung

lung und ſeinen männlichen Geiſt die Gemüther auf. Als der Graf Haugwitz ihn zuerſt an der Tafel gewahr wurde und fragte: nun, wie gehts denn bey der unglücklichen Armee? antwortete B., „er wiſſe nicht von großem Unglück; ſie hätten eine Bataille, aber weder der Muth noch guten Willen verlohren, ſich bald zu revangiren; das ſey nicht die erſte, die verlohren gegangen ſey, und das Haus Oeſtreich habe bey ſeinen großen Reſourcen immer bisher wieder die Oberhand bekommen, man ſolle die Armee nur bald wieder für die nächſte Campagne in guten Stand ſetzen;“ — und einer Hofdame, die ihn mit Klagen und Sorgen unterhielt, ſagte er, daß dieſes nicht die Sprache des Hofes ſeyn ſollte; die Kaiſerin ſey ſo mächtig, daß ihr eine verlohrne Schlacht keinen großen Schaden thun würde; wenn die Armee bald wieder mit Mannſchaft und Geld unterſtützt werde, ſo ſolle dies bald wieder vergeſſen gemacht ſeyn. — Ein Zug ſeines ehrlichen Charakters war es, daß er ſeinen Gönner Nadaſti hier aus allen Kräften vertheidigte; man trug ſich mit der Meynung, Nadaſti hätte in der Breslauer Schlacht die Ohlauer Schanzen ſogleich nehmen

men sollen; B. zeigte mit seiner gewöhnlichen Lebhaftigkeit und Klarheit den Ungrund dieser Beschuldigung, und daß der Riß von der Bataille, auf welche man sie baute, falsch sey; und noch von Brünn aus schickte er Beweise aus dem Munde des gefangenen Herzog von Bevern über die Wahrheit und die Ehrenrettung seines Freundes ein. — Es wurde ihm durch Graf Haugwitz angetragen, ein Regiment Chevaux legers für die Kaiserin nach dem Muster des Prinz Carlschen zu errichten; aber so schmeichelhaft auch dies Zutrauen war, so lehnte er es doch zufolge seiner Anhänglichkeit an Sachsen und an seinen König ab; nur wenn der König das jetzt durch Rostitzens Tod offne Regiment ihm nicht gäbe, würde er darauf eingehen; außerdem hoffe er mit diesem schon eingerichteten sächsischen der Kaiserin noch bessere Dienste leisten zu können, als mit einem neuen. Die Kaiserin ließ ihm ihren Beyfall über solche Gesinnungen bezeigen, und daß sie wünsche, viele Officiere in ihrer Armee zu haben, die gegen sie so dächten, wie B. gegen seinen Herrn; wenn er es für nöthig hielte, wollte sie an den König von Pohlen schreiben, und denselben bitten, ihm das Re-

gi-

giment zu geben. Dies letzte verbat er, überreichte aber dem Grafen Haugwitz einen Plan zur Errichtung eines solchen Regimentes, der nachher von dem Fürsten von Löwenstein ausgeführt wurde.

Durch kluges Benehmen in den Wiener Vorzimmern und Audienzen erreichte er seinen Zweck vollständig; die Rechnungen über die Einbuße des Regiments, die sein mitgenommener Kriegs-Commissair Tischer dem Hofrath von der Mark vorlegte, wurden richtig befunden; der Cassirer von Raben hatte nur Auftrag, ihm 36000 Gulden zu Pferden zu zahlen; B. bestand aber mit guter Manier auf der ganzen Summe, da Pferde allein sie noch nicht für eine Campagne in den Stand setzen könnten. Er erhielt was er verlangte, hatte noch eine ehrenvolle Audienz bey der Kaiserin, reiste vergnügt mit seinem Transport ab, wurde aber in Brünn an einem hitzigen Fieber krank, woran er sieben Wochen gefährlich danieder lag; sein Regimentsfeldscheer und ein Officier von seinem Regiment trafen schon den dritten Tag der Krankheit bey ihm ein; es herrschte eine allgemeine Theilnahme an ihm, und er wurde mehreremale selbst von dem Herzog von Bevern,

vern, der noch als Gefangener da war, besucht. — Als er endlich wieder zum Regimente kam, übernahm er, der nun alleiniger Commandeur war, die aus Pohlen ankommenden Recruten und Pferde, ließ die bestellten Montirungsstücke kommen, und arbeitete so eifrig, daß er den 1. May 1758 wieder complett ins Feld rücken konnte. — So hatte er binnen Jahresfrist sein liebes, ihm ergebnes Regiment zum Sieg geführt, dann fast vernichtet gesehen, und nun auch wieder hergestellt. Dies setzt nicht gemeine Eigenschaften des Anführers voraus!! Dies giebt ein Band, eine Verbrüderung auf Leben und Tod, die eine der schönsten Erscheinungen auf den tumultvollen Gefilden des Kriegs ist! —

Auch in dem Feldzuge von 1758 behauptete B. den Ruhm eines muthvollen und geschickten Officiers, der eben so gut ganze Armeen würde glücklich geführt haben, als er jetzt durch kluge Dispositionen einzelne Aufträge zur Zufriedenheit der Chefs ausführte. — General Zschescwitz commandirte nun die sächsischen Regimenter, die diesmal zu dem Corps des östreichischen General de Ville stießen. Der König von Preußen

rückte

rückte rasch mit einer Armee von 70,000 Mann in Mähren ein; General de Ville mußte sich vor dieser Uebermacht eiligst gegen Ollmütz zurückziehen, in welche Festung sich die östreichische Infanterie warf, die Reiterey aber ein Observationscorps bildete. Dieses Corps suchte der König zu überfallen. Wirklich war er ihm bey dem Dorfe Predlitz so nahe, daß die Gefahr groß wurde. „Die feindliche Avantgarde, erzählt B., war schon am Dorf, welches von der Chaussee aus ein Defilé gegen uns hatte; General-Lieutenant Zscheschwitz befahl, ich solle absitzen und das Defilé besetzen lassen. Ich stellte die Unmöglichkeit vor, weil das Dorf von beyden Seiten umgangen werden könnte, ohne das Defilé zu berühren, so daß ich in Gefahr sey, das ganze Regiment vom Feind genommen zu sehen; ich bat also um alles in der Welt, mich mit diesem Auftrag zu verschonen. Nach einigem Bedenken fragte er mich: was ich sonst machen wollte? Mich hinter uns in das hochliegende Dorf Drisitz zu ziehen und hinter demselben auf der Anhöhe den Feind zu erwarten. Er ließ sich dieses gefallen; ich nahm meine vorgesetzte Position ein, ohne weiter vom Feind beun-

ru-

ruhigt zu werden, da hingegen andere Regimenter, die sich länger verweilt hatten, sehr gedrängt wurden und Mannschaft verlohren. Von meiner vortheilhaften Anhöhe konnte man alles übersehen; der General fand, daß ich recht gehabt hatte, und dankte mir dafür." —

Da dem König der Ueberfall dieses Corps nicht gelungen war, zog er sich wieder ins Lager bey der Festung Ollmütz zurück, die er nun förmlich zu belagern anfieng, ungeachtet es sicher viel vortheilhafter für ihn gewesen wäre, sie nur durch ein Corps zu beobachten, und eilig nach Oestreich zu gehen, wo noch keine große, geordnete Armee ihm entgegen stand, und der Schrecken der letzten Begebenheiten des vorigen Feldzugs noch zu seinem Vortheile wirkte. Feldmarschall Daun gab seiner Monarchin sein Ehrenwort für die möglichste Erhaltung des wichtigen Ollmütz. Er hätte den König angreifen und so die Sache entscheiden können; aber das war Dauns vorsichtigem Charakter nicht gemäß. Er wollte erst weniger gefährliche Mittel versuchen, und diese waren theils die Verbindung mit der Festung herzustellen, theils, seinen Gegner durch Abschneiden der

Zu-

Zufuhren, die dieser noch nothwendig aus Schlesien an sich ziehen mußte, zur Aufhebung der Belagerung zu zwingen. Beyde Mittel schlug er ein, beyde gelangen ihm, und daß sie gelangen, dazu trug B. wieder wesentlich bey.

Zwey kleine preußische Corps verhinderten die Communication des de Villeschen Corps mit der Festung; sie mußten also vertrieben werden. General Zscheschwitz ließ daher den bereits in großer und allgemeiner militärischer Achtung stehenden Obrist Benkendorf am 16. Jun. zu sich rufen, und eröffnete ihm in größtem Geheimniß, er solle auf Dauns Befehl mit vier Escadrons zum General-Major St. Ignon stoßen, der einen besondern Auftrag erhalten habe. Es bestand eben darin, die Verbindung mit der Festung herzustellen. In großer Eintracht mit dem braven General St. Ignon wurde diese Sache von B. ausgeführt, der bey Holiz durch seinen scharfen militärischen Blick mehrere Gefechte glücklich ausführte, besonders das preußische Dragoner-Regiment Bayreuth angriff, schlug, und viele Gefangene machte. (S. Lloyd: Tempelhof, B. II. S. 82.)

Das

Das Wichtigste aber, was B. in diesem Feldzug zu thun Gelegenheit fand, war sein Antheil an der berühmten und folgenreichen Affaire bey Domstädl, wodurch der preußische, seiner Wichtigkeit wegen mit 13,000 Mann gedeckte Transport abgeschnitten wurde. Gleich nach jenen Vorfällen bey Ollmütz nämlich, wo man den General Ziethen mit 8000 Mann dem Transport hatte entgegen ziehen sehen, wurde B. mit dem Prinz Carlschen Regimente und 300 Dragonern von Würtemberg und Löwenstein zu dem General Ziskowitz commandirt, der den geheimen Auftrag hatte, in Verbindung mit dem General Laudon jenen wichtigen Transport abzuschneiden. Sie marschirten mit größter Stille die ganze Nacht durch Wälder und Seitenwege und erfuhren in Ollstädl von dem Richter des Dorfs, daß den 28sten Jun. Laudon bey Bautsch einen Angriff auf den Transport gemacht hatte, aber von dem Obersten Mosel, der den meilenlangen, durch die schlechten Wege nur langsam und unter vielen Beschwerden vorrückenden Zug mit großer Klugheit führte, mit Verlust zurückgetrieben worden sey. Da Laudon von ihrer Ankunft nicht unterrichtet war, so mußten

sie

sie vor allen Dingen ihm ihre Ankunft melden und gemeinschaftliche Plane mit ihm verabreden. Dies war schwer, da die ganze Gegend von den feindlichen Patrouillen durchstreift wurde; doch konnten sie auf die allgemeine, ihnen günstige Stimmung der dortigen Landleute rechnen. Es wurde also ein Husaren-Rittmeister, begleitet von dem Richter, abgeschickt, um sich durch die hie und da ausgestellten feindlichen Posten zu schleichen und dem General Laudon einen Brief vom General Ziskowitz zu überbringen. Sie ließen nun die Truppen in den nahen Waldungen sich stille halten, und erwarteten in Ollstädl mit Sehnsucht die Rückkunft des Rittmeisters. Gegen Abend kam endlich der Richter, nicht aber der Rittmeister zurück, weil die Gegend so gut besetzt war, daß er nicht mehr durchkommen konnte. Auch der Richter, ein junger und gewandter Bauer, war von den Preußen angehalten und auf das schärfste visitirt worden, so daß man ihn sogar nackend ausgezogen hatte; gleichwohl überbrachte er die schriftliche Antwort Laudons. Er hatte nämlich das Billet unten um seinen Stock gewunden, mit einem Zwirnsfaden befestigt und einen großen Klum-

pen Leim darüber her gedrückt; als er nun angehalten wurde, und sich für einen in eignen Geschäften begriffenen Einwohner aus jener Gegend ausgab, trat er den Leimklumpen mit dem Fuße herunter, ließ sich visitiren und ausziehen, und erhielt endlich, da er unverdächtig befunden wurde, die Erlaubniß weiter zu gehen, suchte seine ausgezogenen Schuhe wieder nebst seinem Stock und dem Klumpen Leim, den er sich wohl gemerkt hatte. Laudon sagte in diesem Briefe, es thue ihm leid, daß man ihm von der Armee die Ankunft dieses Corps nicht vorher gemeldet habe; er hätte Tags vorher den Anfang jenes Zugs angegriffen, sey aber von dem weitüberlegenem Feind mit Verlust zurückgetrieben worden; er habe bey dieser Gelegenheit viele Munition verschossen und könne daher nicht versprechen, den General Ziskowitz mit Nachdruck zu unterstützen; da noch überdies seine Croaten schon drey Tage ohne Brod und außerordentlich ermüdet wären; wolle aber Ziskowitz dennoch einen Angriff unternehmen, und er könne es möglich machen, ihm solchen zu erleichtern, so werde er es nicht unterlassen. — Gen. Ziskowitz gieng nun mit Benkendorf und den beyden andern

andern Obersten, die sich bey dem Corps befanden, zu Rathe; B. führte das Wort und die beyden andern stimmten bey, daß sie den Zug angreifen müßten, es komme wie es wolle; denn wenn auch ihr Corps, das gegen 4000 Mann stark war, übermannt und zersprengt würde, so wäre doch der Schaden nicht so groß, als wenn der Transport mit Munition und Geld den König in den Stand setzte, die Belagerung von Ollmütz mit gröſserm Nachdruck fortzusetzen und vielleicht diesen Platz gar zu nehmen. Der General lobte ihren Entschluß, machte sich sogleich mit einem Trupp Husaren und dem Obersten Laundorf selbst auf den Weg, um die Gegend, wo die Wagenburg stand zu untersuchen, übergab Benkendorfen den Oberbefehl über das Corps und versprach in längstens 24 Stunden Nachricht zu geben, was weiter zu thun sey. B. ließ die Mannschaft die Nacht über unter dem Gewehr, aber ruhig in den Büschen um Ollstädl bleiben; kein Mensch durfte sich entfernen und ein Officier mit 30 Pferden mußte auf dem rechten Flügel einen Vorposten machen. Wie der Tag graute, untersuchte B. die Gegend, schickte einen Posten,

der sich möglichst verbergen mußte, gegen das Städtchen Lieba, das vor ihm lag, und bekam Nachmittags 4 Uhr Befehl vom General Ziskowitz, ihm zu folgen. Er fand ihn an der Seite von Domstädl bey dem Dorfe Nürnberg. Der General ließ seine Truppen in einen nahgelegenen Wald einrücken, besah mit B. die Gegend, und theilte diesem seinen Plan mit, wie er den folgenden Tag den Zug, den sie bey Bautsch bereits entdeckten, sobald er sich in Bewegung gesetzt hätte, angreifen wollten. Sie ruhten einige Stunden unter freyem Himmel, voll Sehnsucht auf den folgenden Morgen. Von Bautsch gieng die Landstraße durch Domstädl einen ziemlichen Berg herunter, auf beyden Seiten waren Anhöhen und die Straße gieng als Hohlweg in der Tiefe fort. Die Anhöhe rechts war mit starkem Holz bewachsen; an den Rand dieses Holzes gegen die Landstraße legte der General die Croaten, die er bey sich hatte; auf eine daran stoßende Wiese, dem Thor des Städtchens gegenüber, mußte sich das ganze Regiment Haller auf den Bauch legen, und seine Feldstücke nebst einem Sechspfünder auf ihren rechten Flügel im Wald auffahren; sie konnten aus dem

dem unterſten Hohlweg vor der Stadt nicht geſehen werden. Für die Cavallerie war der Boden nicht günſtig, und der General überließ es Benkendorfen, ſie nach Gutbefinden anzuſtellen. B. ſchickte demnach die Detachements von Haak und Voicht in eine Schlucht rechts an Domſtädl; Obriſt Naundorf mußte mit ſeinen Huſaren und Ulanen in dem Walde bleiben, wo ſie die Nacht zugebracht hatten, und B. beſetzte mit dem Carlſchen Regiment das andere Holz, an deſſen Rand die Kroaten lagen, von wo aus er die ganze Landſtraße überſehen konnte, durch die Bäume dem Feind ſelbſt unſichtbar. Früh acht Uhr ſetzte ſich der Zug in Bewegung; etwa 1000 Pferde von dem Ziethenſchen Corps machten die Avantgarde; ihnen folgte ein Bataillon Füſſelier unter dem Major von Raden, ein Trupp Huſaren und dann die beladenen Wagen, von denen die mit Geld den Anfang machten, und noch von einzelnen Huſaren begleitet wurden. Die Cavallerie von der Avantgarde gieng durch das Thor von Domſtädl, wo ſich der hohle Weg anfängt, der zwey Stunden bis zu dem heiligen Berg fortgeht; die Füſſeliers ſetzten ſich rechts und links des Thors, die Huſaren giengen durch

ſie

sie durch und die Wagen folgten sich nun nahe an einander. Als der erste Wagen unter das steinerne Stadtthor kam *), wurde er durch einen Schuß aus dem Sechspfünder zerschmettert, die Feldstücke feuerten gleich darauf und schossen das Thor ein, so daß der Durchgang verstopft wurde. „Der preußische Major Raden, so erzählt B., ließ sogleich seine Feldstücke gegen uns feuern, und gleich durch den ersten Schuß verlohr der Hauptmann Bauer von den Warasdinern das rechte Bein, so daß er kurz darauf starb. Ich schickte ein Schwadron von Prinz Carl, die

*) Lloyd - Tempelhof II., 91, giebt an, etwa 120 Wagen wären schon durch das Defilé hindurch gewesen, als die ersten Schüsse der Oestreicher fielen, und so muß es auch wohl zugegangen seyn, wenn, wie allgemein versichert wird, doch der ganze Anfang des Zugs noch für die Preußen gerettet wurde. Wie diese Abweichung in Benkendorfs Erzählung von der gewöhnlichen entstanden ist, läßt sich nicht ausmachen; so viel ist klar, daß Benkendorf mit möglichstem Detail und ehrlich erzählt. Waren etwa jene 120 Wagen schon Tags vorher durch Domstädl gegangen?

die nebst unsern Husaren dem Zug entgegen kamen, die Bedeckung verjagten und die Stränge abhieben, so daß die Wagen, welche bergab im Schuß waren, auf einander fuhren. Indeß feuerte das Regiment Haller und die Croaten auf das Radensche Bataillon, welches sich aber so außerordentlich vertheidigte, daß die Warasdiner sich etwas in den Wald zurückziehen mußten. Der General Ziskowitz wurde dadurch betreten, und sagte mir, es gienge nicht gut. Ich fragte, ob ich Cavallerie hinunter schicken sollte? er glaubte aber, daß sie nicht würden agiren können, indem ein felsigter Abhang dazwischen sey, wo man hinunter springen müsse. Ich ließ mich dieses nicht abschrecken, und befahl dem Capitain Woisny mit hundert Pferden den Berg hinabzueilen; dieser kam glücklich hinunter, griff mit Wuth das Bataillon an, und schickte mir nach Verlauf einer halben Stunde den Major Raden und sechs andere Officiers, so daß wir nun an dieser Seite keinen Feind mehr hatten. Aber jetzt stellte sich die preußische Bedeckung vor Bautsch in Schlachtordnung, und es stand noch ein harter Kampf bevor, da unser Corps viel kleiner war, als das feindliche. Es

blieb

blieb mir nichts übrig, als den Uebergang über einen zwischen uns liegenden Graben so lange als möglich zu verhindern, und dann zu sehen, wie jeder von uns Uebriggebliebene den Weg nach Hause finden würde. Indem kam von der kahlen Anhöhe rechter Hand jenseits der Straße, wo ich bis dahin keine Truppen gesehen hatte, eine Kanonenkugel geflogen, und schlug in die Bäume über mir; ich konnte nicht anders vermuthen, als der Feind habe diese Höhe eingenommen. Es geschahen noch zwey solche Schüsse, doch ohne Nachtheil für uns; da sah ich endlich, daß auf jener Höhe sich fünf bis sechs Batterien schweres Geschütz hervorzogen und auf die Preußen in der Tiefe feuerten. Das Räthsel war gelöst; es war General Laudon, der nun mit seiner ganzen Infanterie den Berg herunter kam, Front gegen die feindliche Linie machte, sie mit Heftigkeit angriff und zum Weichen brachte. Da ich sah, daß Laudons Cavallerie ganz auf seinem linken Flügel stand, so bat ich den General Ziskowitz, mir zu erlauben, mit zwey meiner Schwadronen Laudons rechten Flügel zu decken, und eilte, mich an seine Grenadiers anzuschließen. Der Feind hielt nun nicht mehr,

son-

sondern zog sich in Eile zurück und überließ uns den ganzen Transport *). Der Obrist Rethay hatte dieselbe Erlaubniß von Ziskowitz erhalten, eine dem Feind gegenüberliegende Anhöhe einzunehmen, wäre aber beynah ernstlich vom Laudonschen Corps kanonirt worden, wenn ich dem General nicht von dem Mißverstand unterrichtet hätte. Da der Feind völlig weg war, gab mir der General Laudon auf, dem General Ziskowitz zu danken, daß er mir ihm zu unterstützen erlaubt hätte, und nun ließ er den ganzen Transport, bey dem so viel Munition war, anstecken und auffliegen, — eins der kostbarsten Feuerwerke, die es geben kann. Alles was von der Wagenburg übrig geblieben war, wurde geplündert; da ich aber nicht zugeben konnte, daß meine Leute aus Reih und Glied giengen, weil der Feind zurück-

*) Lloyd-Tempelhof II., 91, giebt an, daß 250 Wagen, und darunter 37 Geldwagen, durch den preußischen General Krokow, der die Avantgarde führte, noch gerettet und nach Ollmütz gebracht worden wären. Eben so Archenholz I., 237. Sie waren, vielleicht, wie gesagt, schon Tags vorher durch diese Hohlwege durch.

rückkehren und uns überfallen konnte, so konnten meine Leute keine andere Beute machen, als ganze Mützen voll Ephraimiten, welche die Uhlanen ihnen zugetragen brachten, weil sie selbst nicht alles fortbringen konnten, und so viel schlesische Vorspannpferde, daß fast jeder Dragoner den andern Tag ein paar an der Hand führte, so daß ich befehlen mußte, sie wegzuschaffen, wo denn manches für ein Paar Siebzehner weggegeben wurde."

B. hatte über die erste Affaire bey Holitz einen Rapport an den Generallieutnant Zscheschwitz gemacht, den dieser an den Minister Brühl nach Warschau schickte, der ihn dem Könige vorlegte. Ueber die Unternehmung bey Domstädl schickte B. noch vom Schlachtfelde einen ähnlichen Rapport durch eine Staffette an den Minister, da er den damaligen Aufenthalt des General Zscheschwitz nicht wußte. Dort fand man die Gabe Benkendorfs, solche Vorfälle deutlich und anschaulich zu berichten, so ausgezeichnet und die Beurtheilung der Folgen so treffend, daß der Minister von ihm verlangte, künftig immer dergleichen unmittelbar nach Warschau einzusenden. B. aber verbat sich diesen unmit-

mittelbaren Briefwechsel, weil dies ohne seinen Willen dem commandirenden Generallieutnant nachtheilig werden könnte, und gab dadurch einen charakterisirenden Beweis von seiner Liebe zur Legalität und verfassungsmäßigen Ordnung.

Der König von Preußen mußte nun die Belagerung von Ollmütz aufheben, zog sich von Böhmen nach Schlesien; und gieng späterhin den Russen entgegen, um ihnen die Schlacht bey Zorndorf zu liefern; Ziskowitz und unter ihm B. folgten ihm eine Zeitlang; dann bekam B. Befehl, sich mit dem Carlschen Regimente wieder zum sächsischen Corps nach Oberschlesien zu begeben. Er trennte sich ungern von dem General Ziskowitz, für den er große Achtung gefaßt hatte, und nahm besonders Abschied von den Hallerschen Grenadieren.

Er kam nun von dem Corps des General de Ville weg, und unter den Befehl des Feldzeugm. Harsch, mit welchem er vom 5. October bis 6. November vor der Festung Neiße stand, wo alles zur Belagerung in Bereitschaft gesetzt wurde. B. gab hier viele Beweise von seiner gewohnten Scharfsichtigkeit und Bravour, bis der erfreulichen Nachricht

richt von der für den König von Preußen nachtheiligen Schlacht bey Hochkirchen die entgegengesetzte folgte, daß der Feldmarschall Daun bey Görlitz vom Könige verdrängt und dieser im Anzuge sey, und von Wien der Befehl kam, die Belagerung von Neiße schleunig aufzuheben. B. mußte bey diesem Abzug die beschwerliche Arrier-Garde machen, ließ den Apparat von Munition vernichten, und nahm dann die Winterquartiere in Oberschlesien, zu Friedeck im Herzogthum Teschen.

Sein Bruder, der in preußischen Diensten ein Grenadierbataillon als Major commandirte, war in der Schlacht bei Hochkirch gefangen genommen worden, und wurde am 1. Jan. 1759 in Jägerndorf ausgewechselt. B. gieng dahin, sah erfreut seinen Bruder wieder, von dem er 22 Jahre getrennt gewesen war, und war bey der Auswechslung gegenwärtig.

Im Feldzug von 1759 gab es für B. wohl Anstrengungen und Gefahr auf Märschen und durch kleine Affairen genug, aber keine besondere Gelegenheit sich auszuzeichnen. Kunnersdorf und die Gegend um Dresden war jetzt das Feld der großen Begebenheiten geworden. B. stand unter General de Ville

bey

bey Troppau, um lange den preußischen Gen. Fouquet zu observiren, der bey Landshut die östreichischen Brodwagen wegnahm, so daß sich dieses Corps unter vielen Schwierigkeiten zurückziehen mußte. B. blieb denn unter dem Gen. Harsch bey Trautenau; um Weihnachten kam Befehl, daß die vier sächsischen Regimenter mit einiger Infanterie nach Sachsen marschiren sollten, weil der Feldmarschall Daun, das im letzten Herbst durch die Reichsarmee eroberte Dresden um jeden Preis behaupten, und daher die Armee die zur Deckung bestimmt war, möglichst verstärken wollte.

Da Daun unter diesen Umständen nicht von Dresden weggehen konnte, so hatte der Feldzeugm. Lascy den Plan zu dem Feldzug für 1760 in Wien verabreden müssen. Als er zurückkam, wurden die vier sächsischen Regimenter zu seinem Corps gegeben, das etwa 16,000 Mann ausmachen mochte, und gegen Meißen zu auf die Anhöhen an der Elbe verlegt wurde. Er wohnte da im Monat Junius bey Cosdorf an der Elbe einem Angriff auf die Ziethenschen Husaren bey, wo man 300 Gefangene machte. Unmittelbar nach einer sehr beschwerlichen

chen Position, worin er bey Groß-Dobriz dem Ziethenschen Regiment unter öftern Vorpostengefechten länger als drey Tage ohne abzusitzen gegen über stand, indem Lascy immer aufschob ihn ablösen zu lassen, folgte B. mit Lascy dem Könige, der sich über Königsbrück nach Bautzen zog. Mit Lascy's Dispositionen scheint B. nicht immer zufrieden gewesen, wie aus folgender Erzählung eines verfehlten Angriffs dieses Generals auf die Preußen in jener Gegend erhellet. „Bey Göhdau ritt am Morgen nach unsrer Ankunft General Lascy mit dem General Lieutn. Zscheschwitz und Gen. Maj. Prinzen Lichtenstein recognosciren, kam in einigen Stunden zurück, und erlaubte, daß die Cavallerie tränken durfte, welches in einem Bach eine starke Viertelstunde hinter uns geschehen mußte. Die Pferde waren durstig und alles eilte zum Wasser. Ich war vor unsrer Fronte, hörte ein paar Schüsse vor mir im Dorf, ließ sogleich die wenigen Leute, die noch da waren, aufsitzen, und schickte nach denen an der Tränke. Indem kam der Feldzeugmeister mit verhängtem Zügel aus dem Dorfe geritten und schrie mir zu, wir sollten aufsitzen. Ich sagte ihm, daß der größte

Theil

Theil auf seinem Befehl an der Tränke sey, daß ich aber so bald als möglich nachkommen wolle; indeß gab ich ihm die etwa 60 noch vorhandenen Mann mit, und da diese im Abreiten nicht Reih und Glied hielten, rief ich ihnen nach, sie sollten ordentlich marschiren, worauf mir aber Lascy antwortete: daß hier keine Ordnung nöthig sey. Sobald die Leute von dem Wasser kamen, jagte ich mit einem eben so starken Trupp nach, und hohlte Lascy ein. Dieser befahl mir, hinter einem vorliegenden Hügel zu gehen, ohne mich gewahr werden zu lassen; er aber wolle ein feindliches Bataillon, das in einem tiefen Wasserriß auf dem Felde postirt sey, anfallen und über den Haufen werfen. Der Feind ließ sich aber nicht überrumpeln; es kamen etwa 50 Dragoner aus der Tiefe hervorgeprellt und schossen sich mit unsern Leuten auf dem Felde herum. Lascy kam einzeln zu mir und sagte mir in der ersten Hitze, daß meine Leute nicht hätten beißen wollen; ich antwortete ärgerlich, sie hätten allezeit gebissen, wenn ich sie geführt hätte; nur sey meine Prophezeihung eingetroffen, daß alles, was nicht ordentlich wäre, nicht gut gehen könne. Er ritt fort und sagte mir,

ich

ich sollte suchen meine Leute wieder zusammen zu bekommen, wozu aber sobald kein Anschein da war. Ich rückte zwar mit meinem Trupp vor und ließ Apell schlagen, erhielt aber einen Kanonenschuß, welcher drey Pferden auf einmal die Beine wegnahm; als dies der Feldzeugmeister sah, ließ er mir sagen, ich sollte mich so viel als möglich ohne Schaden zurückziehen." — Hierdurch war der Feind mit allen seinen Vortruppen, bey denen der König selbst war, rege geworden; Lascy ließ das Prinz Albertsche Regiment vorrücken, und wollte die vor ihm befindliche Cavallerie angreifen; diese aber fiel von beyden Flügeln ab, und dadurch zeigte sich ein Bataillon Infanterie, das sogleich zu feuern anfieng *). Es gelang also auch dieser Angriff nicht, der König kam mit Macht herbey, Lascy zog sich in einigen Tagmärschen auf Dresden zurück, wobey das Regiment Lichtenstein Dragoner, und Prinz Carl unter B. den, durch öftere Scharmützel beunruhigten Rückzug decken mußten.

Der König berennte nun Dresden, in welches die Oestreicher 16,000 Mann unter dem

*) S. Lloyd. IV, 60.

dem braven Commendanten Macquire gelegt hatten. Lascy war zu der ziemlich unthätigen Reichsarmee vor Dresden gestoßen, und nun hatte B. und alle patriotischen Sachsen den Schmerz, durch das Fernrohr das schöne Dresden an vielen Stellen, und besonders den Kreuzthurm (den 20 Jul.) in Flammen stehen zu sehen. „Ich litt, sagt der feurige B., dabey unendlich, so lange mit übereinander geschlagenen Armen den wüthenden Operationen des Feindes zusehen zu müssen.“ — Endlich näherte sich Daun's, der sich schon gegen Schlesien gewendet gehabt hatte, Avantgarde, und trieb die feindlichen leichten Truppen etwas zurück. — Ein Kammerdiener des östreichischen General Haddik hörte darüber klagen, daß die Verbindung mit Dresden schon einige Zeit unterbrochen sey, und erbot sich auf der Elbe schwimmend ein Billet an den Commendanten hineinzubringen. Er kleidete sich in rohe Leinwand, band unter Arme und Füße mit Luft gefüllte Schweinsblasen, hatte den Brief in Wachstuch genähet bey sich, warf sich Abends unter Heydenau in die Elbe, und kam nach Mitternacht nah an der Brükke in Dresden schwimmend an. Tags dar-

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Digitized by Google

auf ritt B. mit Gen. Haddik in sein Quartier nach Zschuschendorf, als sie ein Posthorn hörten, und ein Courier ankam, in welchen Haddik sogleich seinen Kammerdiener erkannte. Die Vorposten des Gen. Beck hatten nämlich gerade an diesem Tage die Passage vor dem schwarzen Thor frey gemacht, der Commendant hatte dem kühnen Abgesandten eine schriftliche Antwort und Postpferde gegeben, um wieder zu Gen. Haddik kommen zu können. Dieser Mann hieß Wittel, aus Stuttgard, ein Chirurg, den kurz darauf der Churfürst Christian zur Belohnung als Leibchirurg in seine Dienste nahm.

Der östreichische Gen. Brentano überfiel in diesen Tagen das feindliche Drag. Regiment Schorlemmer bey Gruhne, und trieb es in Unordnung nach dem großen Garten, der stark vom Feinde besetzt war. Der König von Preußen hatte sein Quartier auf der grünen Wiese, und befand sich in keiner geringen Gefahr, da ihn alles bey diesem plötzlichen Ueberfall verließ, und nach dem großen Garten eilte. Ein östreichisches Commando Cavallerie war vor der Brücke stehen geblieben, hatte aber versäumt, das Wirthshaus der grünen Wiese visitiren zu

lassen,

lassen, wo sie sonst den König gefunden hätten. Da nun die Besatzung des großen Gartens die östreichischen Vorposten wieder zurücktrieb, so gieng auch jenes Cavallerie-Commando mit zurück, und der König säumte nicht, sich sogleich aufs Pferd zu werfen und nach Leubnitz zu jagen, auch von nun an sein Hauptquartier dahin zu verlegen. So sehr beschützte hier das Glück den bewunderten Helden seines Jahrhunderts! Diese Geschichte ist nicht allgemein bekannt worden, weil kein Theil gern davon reden mochte.

Der Feldmarschall Daun kam immer näher, dem Könige fehlte es an Munition und Artillerie, die Garnison in Dresden wehrte sich verzweifelt, ungeachtet des großen Brandes wegen selbst der Wall so erhitzt war, daß man kaum darauf stehen konnte — dieß alles bewog den König die Belagerung aufzuheben. Er gieng nach Schlesien, Daun, Lascy und Laudon folgten ihm, wobey Benkendorfs Wachsamkeit einmal den Ueberfall durch eine feindliche Colonne verhinderte. Die Oestreicher dachten immer auf einen Angriff, aber der König vermied es; unter diesen Umständen kamen einst in einer Nacht

bey dem Katzbach, die Armee des Königs und Laudons, der den rechten Flügel der großen Armee machte, im Durchmarsch durch einen Wald, so durcheinander, daß sie am Morgen darüber erstaunten, und Laudon einen beträchtlichen Schaden erlitt. Man hat wohl hie und da diese Sache einer Eifersucht unter den Commandirenden zugeschrieben, allein B. versichert, daß nur der feurige Eifer Laudons diesen unglücklichen Zufall veranlaßt habe.

Daun zog sich gegen Schweidnitz, und B. wurde mit 500 Pferden an den Fuß des Zobtenberges befehligt, auf welchem ein Hauptmann stand, um die Gegend von Breslau, wo der König seyn sollte, genau zu beobachten. B. ritt alle Tage zu diesem Capitain auf den Berg, und kam einstmals, da der Himmel erst zu grauen anfieng. Der Hauptmann sagte ihm, er glaube durch sein Fernrohr Kanonenschüsse zu sehen; B. sah das nämliche sehr deutlich, bis der Tag kam. Sie erzählten dieß den beyden sächsischen Prinzen, die auch dahin kamen und die Stunde notirten; nach zwey Tagen erfuhr man, daß es das Feuer gewesen war, das acht Meilen davon die Russen und Preußen

bey

bey Kloſter Leubus gegen einander gemacht hatten, als die erſtern über die Oder gehen wollten. Er führt dies als ein Beyſpiel an, wie weit man bey gewiſſer Beſchaffenheit der Luft zuweilen ſo etwas wahrnehmen könne.

Als nach unaufhörlichen Märſchen beyde Armeen in der Gegend von Schweidnitz Halt machten, erhielt Laſcy Befehl, mit ſeinem Corps ſo ſchnell als möglich nach Berlin zu gehen. Ohne Lager und Nachtquartier kamen ſie in fünf Tagen durch die Lauſitz in die Gegend von Berlin, das ſie nun mit den Ruſſen zugleich beſetzten. B. der an der Spitze von 500 ſeiner Dragoner mit einrückte, kam hier faſt nicht vom Pferde, um durch ſtete Patrouillen, alle Plünderung und allen Unfug zu verhüten, den die Ruſſen mehr als die Oeſtreicher zu verüben geneigt waren *). — Nachdem das Laſcyſche Corps Berlin wieder verlaſſen hatte, ſtand B. mit ſeinem Regimente bey Coßwig, mußte da ſchlagfertig in geringer Entfernung die Schlacht

*) So ſagen Benkendorfs Tagebücher; Archenholz. II. 136. klagt mehr die Oeſtreicher und Sachſen der Raub- und Zerſtöhrungs-Wuth bey dieſer Gelegenheit an.

Schlacht bey Torgau mit ansehen, ohne zu seinem großen Verdruß dabey mit wirken zu dürfen, und konnte sich kaum überzeugen, als Lascy ihm sagen ließ, die Bataille sey verlohren. Am andern Morgen ritt er mit Lascy selbst etwas zurück, sah, daß Vormittags um neun Uhr, nur noch zehn bis zwölf feindliche Husaren auf der Wahlstatt hielten, und empfand den tiefsten Schmerz, eine Schlacht verlohren geben zu müssen, deren glücklichen Erfolg der Feind selbst noch nicht zu übersehen schien. Die ganze östreichische Armee mit allem Zubehör gieng ruhig über die Elbe, ohne daß sie der Feind daran verhinderte, und B. hatte dabey wieder das Geschäfte, den Rückzug zu decken.

Die vier sächsischen Regimenter kamen nun nach Dippoltswalde, von dem bisherigen Commando Lascy's weg, an den Feldzeugmeister Macquire, unter welchem er bey Klingenberg dem Obristen Kleist gegenüberstand, und ihn daraus vertrieb. Da das Jahr zu Ende gieng, so schickte Kleist einen Officier vom Bayreuthischen Dragonerregiment mit einem Tambour, und ließ B. antragen, den Winter über ruhig zu bleiben, wenn B. sich zurückziehen und ihm Klingenberg

berg überlassen wollte. B. antwortete, er habe keine Vollmacht Conventionen zu schließen, und werde ihm den Ort nicht überlassen; werde sich aber Kleist zurückziehen, so wolle B. dies Anerbieten dem commandirenden General melden. Kleist nahm diese Bedingung an, der Feldzeugmeister Macquire genehmigte sie und so bezog B. zu Ende von 1760 ruhige Winterquartiere bey Bernersdorf, in welchen er das Regiment wieder zum künftigen Feldzug rüstete, und dabey öftere Besuche in Dresden und der Gegend machte.

In dem Feldzug von 1761 kamen die sächsischen Regimenter, die nach General Zscheschwitzens erfolgtem Tode, der Generallieutnant von Gösnitz commandirte, zu dem Corps des östreichischen Generals der Cavallerie Graf Haddik; der Sommer und Herbst giengen für sie damit hin, daß sie den Cordon von der Elbe bis an die böhmische Grenze mit bilden halfen, wobey es zu öftern Vorposten-Gefechten mit Prinz Heinrichs und Obrist Kleist's Truppen kam. Der Cordon wurde von den Generalen Ried, Brunian und Zettwitz befehligt, und als der letztere eiligst nach Böhmen reißen mußte, hatte

hatte Benkendorf einstweilen den Theil seines Commando's zu übernehmen. Im September verlegte Haddik sein Quartier nach Freyberg, und B. unterstützte den General Zettwitz, als er Roßwein und Döbbeln besetzte. So wichtig also die Kriegsbegebenheiten dieses Jahres in Schlesien gewesen waren, wo Laudon dem Könige Schweidnitz entriß, und in Pommern, wo die Russen festen Fuß gefaßt hatten, so wenig bedeutend waren sie an der sächsischen Gränze; Ende Novembers bezog man die Winterquartiere, und zwar B. im Schönburgischen, nicht weit von Altenburg. Durch eine Erkältung fiel er hier in ein hitziges Fieber, an dem er sieben Wochen krank lag, gieng dann nach Dresden, und wirkte sich bey dem eben von Wien angekommenen Feldmarschall Serbelloni, der den General Haddik abgelößt hatte, Urlaub aus, um im May 1762 einige Wochen das Carlsbad, zur Herstellung seiner Gesundheit besuchen zu dürfen. Serbelloni veränderte sogleich die ganze Postirung des Generals Haddik, ließ die vordersten Posten alle stehen, und zog die zur Unterstützung dahinter stehenden Regimenter näher an Dresden. Hierdurch geschah es, daß

der

der preußische Obrist Kleist den östreichischen General Zettwitz mit seinem Corps zu Gefangenen machte, und die sächsischen Regimenter auch zurück gedrängt wurden. Das Gerücht hiervon verbreitete sich, mit Zusätzen vergrößert, in Carlsbad, den Tag nach Benkendorfs Ankunft, und beynahe wäre er sogleich wieder zurück gereißt; um aber doch seine Gesundheit wieder herzustellen, und die Reise nicht umsonst gethan zu haben, schickte er einen Courier nach Sachsen, der ihm den dritten Tag die Nachricht brachte, das Albertsche Regiment, nicht aber das seinige habe etwas gelitten, wodurch beruhigt er denn seine Brunuenkur anfieng und fortsetzte. Der Herzog Carl von Curland kam auch dahin, und brachte dem Obrist Benkendorf die Erlaubniß, noch bey ihm zu bleiben. Er machte hier Bekanntschaft mit der Gräfin Berthold, Cammerfräulein der Kaiserin Maria Theresia, die deren ganzes Vertrauen genoß, und mit der auch Herzog Carl hier viel zusammen war. Den Tag als der Herzog und B. abreißten, verbreitete sich in Carlsbad abermals Lärm über einen Einfall der Preußen in Böhmen; Pellegrini hatte sie aber schon wieder zurückgedrängt; dieß erfuhr B.

schon

schon auf der nächsten Post, (denn er hatte immer gute Spions und bezahlte sie auch gut) und meldete es sogleich der sehr beunruhigten Gräfin Berthold; sie war ihm dafür dankbar, und ihre Freundschaft wurde ihm bald darauf in Wien sehr nützlich.

Als B. im Jun. 1762 aus dem Carlsbad zurückkehrte, wurde er zum General-Major ernannt, und fand sein Regiment bey dem Corps des General Macquire bey Dippoltswalde. Serbelloni war zurückberufen und Haddik hatte wieder das Commando der Armee in Sachsen. Prinz Heinrich hatte noch immer seinen Stand bey Freyberg, und das Bestreben des dort stehenden östreichischen Corps und der Reichsarmee war, ihn von da zu verdrängen. Anfangs des Monats Julius that B. einmal mit großer militärischer Einsicht einen sehr vielversprechenden Vorschritt gegen den Feind nach Frauenstein zu; aber die geheime Spannung zwischen den Anführern der Reichsarmee und der andern machte, daß er nichts ausrichten konnte, und zurück berufen wurde, Umstände, die seinem nach Thaten begierigen Herzen schwerer zu ertragen fielen, als die größesten Gefahren.

Prinz

Prinz Heinrich hatte nun zwar dem Corps, bey welchem Benkendorf stand, die Gegend der wilden Weiseritz überlassen, stand aber mit seiner Armee noch jenseits der Mulde und hatte Freyberg inne. Acht Tage nach der zuletzt erwähnten Affaire machte General Haddik aufs neue Anstalt, den Prinzen anzugreifen und aus Freyberg zu vertreiben. Es sind dies dieselben Vorfälle, die Tempelhof VI., 46 u. f. erzählt, und die nur dann anschaulich werden, wenn man die Mühe nicht scheut, sich erst eine Vorstellung von der Gegend zu machen. Für solche mag hier das eingeschaltet werden, was B. von diesem Unternehmen und von seinem Antheil daran erzählt:

„Unsere Armee rückte vor gegen die Mulde; man kanonirte von beyden Seiten, und wir suchten zwey Tage vergeblich einen Ueberlang über die Mulde frey zu machen. Am dritten Tage stand ich mit unsrer Cavallerie bey Conradsdorf, wo ich gleich am ersten Tage das vor mir liegende, von einer feindlichen Freyparthie besetzte Ravin mit 24 Jägern gereinigt hatte; eben wollte ich weitere Befehle beym commandirenden General suchen, als der Generallieutnant Gösnitz mir vom

vom General Haddik den Auftrag brachte, unverzüglich mit meinem Regimente nach Hilpertsdorf zu gehen, und den Obersten Frankendorf, der dorthin mit 800 Freywilligen geschickt war, um den Obersten Schiebol mit seinen Uhlanen zu unterstützen, die diesen Abend noch den Feind aus Hilpertsdorf vertreiben sollten. Ich sah ein, daß es finster werden würde, ehe ich hinkäme, säumte aber nicht, sobald als möglich da zu seyn. Als ich dort ankam, stand im Dorfe ein großer Bauerhof in Feuer; ich ließ das Regiment halten, ritt aber selbst an das Dorf, und hörte da vom Obristen Frankendorf, daß er und Schiebol noch den Befehl zum Angriff auf Hilpertsdorf nicht erhalten hätten, und daß sie jetzt in der Finsterniß nichts weiter unternehmen könnten. Indem kam der Hauptmann Förster, Adjutant des General Haddik, an, und brachte diesen Befehl; ich trug diesem auf, dem General zu melden, da die beyden Obristen noch nicht an mich gewiesen wären, so sehe ich mich mit dem Regiment hier ganz unnöthig, ich würde mich also bis Maundorf zurückziehen und weitere Befehle erwarten. Der Adjutant entschuldigte sich, daß er diesen Auftrag nicht ausrichten kön-

könne, besann sich aber doch, und übernahm ihn. Indessen hatte ich laut geredet, daß, wenn ich Befehl dazu erhielte, Hilpertsdorf noch unser seyn müßte, es möchte Tag oder Nacht seyn; da gab mein eigner Husar zweyen meiner Officiers den Wink, daß neben mir ein preußischer Husar mit zugeschlagenem Mantel hielte; diese wollten eben zugreifen, als der feindliche Husar mit noch einem Cammeraden aus dem Trupp sprengte und nach der Brücke ritt; ich ließ sie nicht verfolgen, sondern zog mich nach Naundorf zurück. Um Mitternacht erhielt ich Befehl, worin die beyden Obristen an meine Ordre gewiesen wurden. Ich gieng sogleich mit dem Regimente nach Hilpertsdorf, schickte aber einen ausrichtsamen Unterofficier gegen die Brücke, durch den ich erfuhr, dahin habe sich so eben der Feind gezogen, und sich beschäftigt, die Brücke zu zerstöhren. Ich machte nun sogleich beyden Obristen den sie an mich weisenden Befehl des Generals bekannt, ließ alles aufbrechen, den Uhlanen-Obristen mit seinem Corps durch die Mulde gehen, das Regiment Carl bis an die Mulde vorrücken, den Obristen der Infanterie aber Leute in das Dorf schicken, die Wagenlei-

leitern und Balken zusammenbringen und mit Mist bedecken sollten, daß er mit seinen Leuten und zwey Kanonen über den Fluß gehen könnte; dann sollte mit Tagesanbruch die sämmtliche Cavallerie auf Freyberg losgehen, die Infanterie aber, bey welcher ich bleiben wollte, so gut als möglich folgen. Alles wurde pünktlich ausgeführt, aber es schneyte am Morgen so dichte, daß die Infanterie mit ihren Kanonen wegen der vielen Schachte und Berglöcher nur mit der größten Behutsamkeit vorwärts kommen konnte. Die Cavallerie mußte also rasch vorwärts gehen, besetzte das vom Feinde bereits verlassene Freyberg; ich schickte einen Officier mit dem Bericht des Vorgefallenen an den General ab, der mir zu dem guten Erfolg Glück wünschte, mir es übrigens überließ, was ich weiter zu thun für nöthig fände. Bald darauf ließ er mir sagen, daß die Reichsarmee, die jetzt vom dem Fürsten Stollberg commandirt würde, von der böhmischen Gränze anrückte, und daß er diesem Fürsten Freyberg und die ganze Gegend übergeben werde." — So zog sich B. mit allen seinen Detachements über Wilsdruf zur Armee. Den Tag darauf ließ ihn Haddik nach Dresden fordern

dern, um dem Te Deum mit beyzuwohnen.

Nach der bald hierauf folgenden Bataille bey Freyberg (d. 29. October 1762), wo die Reichsarmee unter dem Fürsten Stollberg vom Prinzen Heinrich angegriffen und geschlagen wurde, und in welcher B. auf mehrern Punkten mit seiner gewohnten Entschlossenheit Hülfe leistete, hatte er mit seinem Regimente und noch mehr dazu gegebenen Detachements von Fußvolk und Reiterey den Rückzug der Reichsarmee bey Frauenstein zu decken, der in dieser waldigten und bergigten Gegend die größte Klugheit erforderte. Der Fürst Stollberg ließ gleich nach der Bataille zwey Husaren-Officieren, die eben unter B. Befehl gegeben waren, seine Unzufriedenheit mit ihnen in dem vorigen Tag bezeigen; sie hielten sich dadurch für so beleidigt, daß sie glaubten, bis jetzt nicht weiter dienen zu können; B. stellte ihnen aber das Unschickliche vor, jetzt im Angesicht des Feindes den Dienst zu verlassen, und brachte sie dadurch zur Besonnenheit und Ruhe. Wichtiger noch war es, daß die bey dieser Armee stehenden Croaten, eben als einst B. von dem Feind sollte angegriffen werden und alles ausrücken ließ,

ließ, ſich auflehnten und nicht mehr dienen wollten, da ſie ſchon ſechs Wochen über ihre Zeit hier ſtänden; ſie wollten eben den Wald, wo ſie poſtirt waren, eigenmächtig verlaſſen, und hörten keinen Officier mehr. B. ritt entſchloſſen zu ihnen, ließ ſie einen Kreis ſchließen, ſtellte ihnen theils durch einen Dollmetſcher, theils durch das, was er von ihrer Sprache wußte, lebhaft vor, wie verunehrend es ihnen ſeyn würde, in Gegenwart des Feindes davon zu laufen, da dies dem aller Welt bekannten Muth und tapfern Sinn ihrer Nation entgegen wäre. Sie wieſen nun ihre zerriſſenen Kleider und Schuhe, und daß ſie die Füße mit Lumpen hatten umwinden müſſen; er verſprach, daß ſie gleich nach dieſer Expedition gewiß ſollten entlaſſen werden, und brachte ſie wieder zum Gehorſam. — Unter den größten Anſtrengungen, die ſich nicht einmal durch Ausſicht auf Ruhm belohnten, deckte er nun auch nach einigen Wochen den Rückzug der geſammten Reichsarmee nach Frauenſtein, und als er endlich wieder zu dem Corps des Feldzeugmeiſters Macquire ins Lager rückte, ſagte ihm der ſächſiſche Generallieutnant von Gösnitz, er müſſe ihn ſogleich nach Wien ſchicken, um

dort

dort die Rückstände für die sächsischen Regimenter, die sich gegen 200,000 Gulden beliefen, auszuwirken.

Er wurde nun in Dresden mit einer Depeche des Generals Haddik an die Kaiserin ausgestattet, und mit einem Handbrief der Churprinzessin, die ihm aber zugleich sagte, sie befürchte, er werde kein Geld erhalten, wenn indeß der Friede zu Stande käme. Den 26. November war er schon in Wien; der sächsische Gesandte, Graf Flemming, verschaffte ihm Audienz bey der Kaiserin und dem Kaiser, die ihn besonders über die Umstände der letzten Freyberger Bataille befragten; da B. fand, daß, um den Fürsten Stollberg herauszuziehen, man einen kaiserlichen General beschuldigt hatte, er habe den Fürsten nicht zeitig genug unterstützt, so trug er nach seiner characteristischen Ehrlichkeit die Sache offen vor, wie sie ihm bekannt war, zum Beyfall der beyden Majestäten. Mit seinen Forderungen wurde er an die Grafen Chodek, Zinzendorf und Hatzfeld verwiesen, denen er seine Liquidationen übergab, aber wohl sah, daß die Abfertigung so bald nicht erfolgen würde.

Er genoß nun die Früchte der Achtung, die er sich während des Krieges bey so manchem östreichischen General erworben hatte; nahmentlich wurde er vom Grafen von Daun mit besondern Beweisen derselben aufgenommen. Bey diesem erschien er täglich in den Gesellschaftsstunden; der Graf erkundigte sich nach dem Gang seiner Angelegenheiten, rieth ihm, sein Gesuch nochmals schriftlich an den Hofkriegsrath zu richten; und sagte in seinem Beyseyn zum Gr. Chodek: diesem Manne müssen wir helfen; die Sachsen haben uns gut gedient, und warum soll dieser sein Geld hier verzehren. Und doch mußte er noch drey Monate warten.

Kurz nach ihm war auch der sächsische Prinz Albert in Wien angekommen, und da der Obrist von Stutterheim, der ihn begleitete, von der Reise angegriffen war, so trat B. anfangs an seine Stelle und begleitete ihn zum Feldmarschall Daun und zur kaiserlichen Familie. Der Prinz bekam dort die Masern; die Wiener Etikette verbietet jedem, der um einen Kranken ist, bey Hof oder in sonst einem großen Hause zu erscheinen. Da der Prinz nur den einzigen Begleiter, Obrist Stutterheim bey sich hatte, so unterwarf sich

B.

B. dieſer Quarantaine freywillig. Die Kaiſerin ſchickte immer einen Kammerdiener zur Nachfrage, der ſich aber während der Zeit nicht ſelbſt bey Hofe ſehen laſſen durfte; der Protomedicus, Bar. v. Swieten, beſuchte täglich den Prinzen, und zwey Hofmedici mußten ſich ablöſen. Indeß wurde auch die Erzherzogin Chriſtiana krank an den Maſern; der Prinz, der ſchon damals dieſer ſeiner künftigen Gemahlin mit größter Zärtlichkeit ergeben war, gerieth in große Unruhe darüber, und B. mußte ihm verſprechen, täglich ſich ſelbſt bey der Aya der Erzherzogin zu erkundigen. In der dritten Woche, wo der Prinz ſchon wieder Beſuch annahm, kam die Kaiſerin Maria Thereſia einſt unvermuthet ſelbſt, begleitet blos von der Gräfin Berthold, da eben niemand beym Prinzen war, als Stutterheim und Benkendorf. Es hieng zufällig das Bild eines nicht lange zuvor von Wien abgegangenen fremden Miniſters da; auf Veranlaſſung deſſelben erzählte die Kaiſerin Benkendorfen, daß ein Verwandter dieſes Miniſters eine Zeitlang den Herzog Carl von Curland beſtändig unter dem Schein der Freundſchaft umgeben, immer aber zugleich mit dem Herzog Biron heimlich Briefe ge-

wechselt und diesem alles berichtet habe. B. nahm davon Gelegenheit, der Kaiserin zu zu sagen, daß der Herzog Carl auf Ihren Schutz bey dem gegenwärtigen Friedensgeschäft vertraue; worauf die Kaiserin erwiederte: „Da ich mit Rußland keinen Krieg habe, mache ich auch mit dieser Macht keinen Frieden; indessen werde ich thun, was ich kann; denn ich habe den Herzog lieb; aber — mein Albrecht ist doch mein Albrecht!“ — eine Gesinnung des Wohlwollens für den Herzog von Sachsen Teschen, welcher diese große Frau, wie man weis, zeitlebens treu geblieben ist. Wie es allen Menschen gieng, die diese ausgezeichnete Monarchin gekannt haben, so auch B.; er war entzückt von ihrer Gutmüthigkeit gepaart mit der höchsten Würde.

Nach dem Carneval erhielt er endlich seine Zahlung in Coupons, die er mit 7 pC. Verlust gegen Souverain'or umsetzte, und bekam zugleich Befehl von Sachsen, wo nun der Hubertsburger Friede geschlossen war, sogleich zurück zu kehren, und die drey Regimenter Carl, Albrecht und Brühl nach Polen zu führen. Er hatte den Palmsonntag Abschiedsaudienz bey dem Kaiser; die

Kai-

Kaiserin fieng an diesem Tage schon ihre Andacht an, und sah in der Regel niemand mehr. B. war wirklich sehr niedergeschlagen darüber, daß er die Monarchin, die er so sehr verehrte, vor seiner Abreise nicht noch sehen sollte, er wendete sich an die Gräfin Berthold und schrieb ihr, wie sehr er bedauern würde, nicht noch die Hand der großen Frau zu küssen, für die er nun seit sieben Jahren jeden Tag mit Freuden sein Leben gewagt habe. Die Kaiserin sprach ihn nun noch mit großer Freundschaftlichkeit, trug ihm auf, allen sächsischen Officieren von jenem Corps ihren vielfachen Dank für die geleisteten Dienste zu versichern, und daß sie sich Gelegenheit wünsche, ihnen Gefälligkeiten zu erweisen; so besonders Benkendorfen. Auch die Erzherzoge Joseph und Leopold sah er, und Graf Daun bot ihm noch einmal östreichische Dienste an, die aber B. ablehnte, da er nun seinem Herrn 30 Jahre diene, und demselben den Stuhl nicht gern vor die Thür setzen möge.

Wenige Tage darauf (April 1763) war er wieder in Dresden, empfangen von des Churprinzen Familie, die übrigens eben den jungen Prinzen Joseph durch die Blattern ver-

verlohren hatte. Die Regimenter waren nun schon nach Polen abgegangen, und B. erhielt Urlaub, noch einige Zeit in Sachsen bleiben zu dürfen. Im April kam noch der König von Polen in Dresden an, brauchte die Bäder von Töplitz, starb aber im October am Schlagfluß, eben als er einer Oper zusehen wollte, die von der Churprinzessin selbst verfertigt und componirt war, und von ihr und den königlichen Prinzessinnen aufgeführt werden sollte. B. der in diesen Tagen eben auf dem Lande war, wurde eiligst zum Herzog Carl geholt, um den er in diesen Tagen der Trauer beständig war, alle Glieder der Familie immer sah, und so die fast unglaubliche Anhänglichkeit an dieselbe befestigte, die ihn auszeichnete.

B. war bestimmt, nach Warschau zu reisen und die Angelegenheiten der dortigen sächsischen Regimenter zu besorgen; er mußte sich immer reisefertig halten. Eines Tages wurde er durch einen Hofbedienten auf die Treppe beschieden, die ins Cabinet führt; hier fand er wieder jemand, der ihn die Treppe hinunter ins Archiv brachte, der ihm ein versiegeltes Papier überreichte, mit dem Auftrag, auf das was er hier lesen würde, seine

seine Antwort beyzuschreiben, und es versiegelt wieder da zu lassen. Es waren Fragen, wie man die Truppen und die dortigen Vorräthe am besten wegbringen könne, welchen Weg zum Rückmarsch man zu wählen habe, und wie die Sachsen überhaupt dieses Königreich so verlassen könnten, daß keine Klagen und Beschwerden zurückblieben, sondern vielmehr ein guter Ruf und zufriedenes Andenken. Der Churfürst erklärte ihm den Tag darauf mündlich, er sey mit diesen Vorschlägen sehr zufrieden; B. werde zwar noch Befehle von dem seinem Ende nahen Minister Brühl erhalten, zugleich aber vom Churfürsten eigenhändige Ordres an den General Lieut. Renard und Cammerherr v. Gölz, die allein zu befolgen wären. — Der kranke Prem. Minister ließ ihm nun sagen, er solite sich von ihm und nicht vom Feldmarschall Cheval. de Saxe verpflichten lassen; der Churfürst entschied aber für das letztere, so daß er dem Feldmarschall als General den Eid ablegte. Die Churfürstin hatte das Geschäft der Auszahlung des ihm zu dieser Reise und ihrem Zwecke nöthigen Geldes; aus ihrer Hand erhielt er dazu 42,000 Rthlr.

B. richtete dies schwierige Geschäft in Warschau mit seiner gewohnten Umsicht und Klugheit aus. Er benutzte die Stimmung der polnischen Großen, die es gern sahen, daß das Königreich von fremden Truppen befreyt werden sollte, und der Fürst Primas, an den er sich durch Briefe von dem Kronhofmarschall Grafen Mniszeck, Brühls Schwiegersohn, hatte empfehlen lassen, war ihm eben so behülflich als der Krongroßfeldherr Branicki: diesen machte er sich besonders dadurch geneigt, daß er, so lange er mit dem Brühlschen Regiment in Warschau war, täglich die Parole bey ihm hohlte, welches sonst nicht geschehen war; ja, er erhielt sogar sechs Kanonen wieder, die der Graf Brühl, als Kronfeldzeugmeister der polnischen Republik geschenkt hatte, die aber dem Dresdner Zeughause noch nicht vergütet waren. Um sicher zu seyn, daß nach dem Weggang der Truppen nicht das in Polen gewöhnliche Geschrey über zu großen gemachten Aufwand, über Vorspann u. dgl. erhoben werde, bat er sich vom Fürsten Primas einen Bevollmächtigten, der ihn bis an die Gränze begleiten und alle Forderungen untersuchen sollte. Man gab ihm bis Cracau einen Officier, den Fähndrich

von

von Rava mit, den er unterwegs frey hielt und ein Geschenk von 150 Dukaten machte, dafür aber auch mit den Truppen das Polnische Gebiet verließ, ohne die geringste Klage hinter sich zu lassen. Der Fürst Primas und der General Branicki hatten ihm Patente mitgegeben, worin sie alle Magistrate der Republik ermahnten, aus Dankbarkeit gegen einen König, unter dessen Regierung sie 30 Jahre in Frieden gelebt hätten, seine Truppen ruhig und mit dem Nöthigen unterstützt abziehen zu lassen. — B. holte nun auch das Carlsche Regiment aus Sambor ab, und benutzte die Gelegenheit noch, es mit Pferden complett zu machen, da ihm der Churfürst in Geheim dies empfohlen und dazu gesetzt hatte, es könne seyn, daß er selbst nach Polen gehen müsse und dann die Begleitung von Truppen nöthig habe. Er that deshalb mit seinen Hauptleuten, was nur möglich war, und schaffte für seine Compagnie in fünf Tagen 22 Pferde an, so daß dies Regiment als complett ausmarschirte.

Auf dem Marsch nach Ollmütz erfuhr er die niederschlagende Nachricht von dem plötzlichen Tode seines neuen Herrn, des Churfürsten Christian. Der General Renard stieß

zu

zu ihm, und verpflichtete in Ollmütz die Regimenter auf Befehl des Administrators, Prinzen Xavers, von neuem. So kam er in den ersten Tagen des Jahrs 1764 mit diesem Corps nach Sachsen zurück und wurde bey Görlitz gemustert. — Als die Truppen, die unter Commando des Prinzen Xavier bey den Franzosen gedient hatten, zurückgekehrt waren, hatte der sächsische Feldmarschall Chev. de Saxe sie neu formirt, auf eine Art, die des Prinzen Beyfall nicht hatte; da nun der Prinz jetzt Administrator geworden war, so wurde einigen Generals aufgetragen, zu den Regimentern zu gehen, und alles genau zu untersuchen. Zu diesem bedenklichen Geschäfte wurde auch B. mit ernennt; der Feldmarschall entließ ihn nicht eben freundlich; aber sein Protocoll zeugte von seiner Ehrlichkeit in dieser Angelegenheit und er wurde selbst von ihm mit Zufriedenheit aufgenommen; „doch war, setzt er hinzu, auf die Beständigkeit seiner Neigungen keine sichere Rechnung zu machen.“

Es würden nun Veränderungen im Militair vorgenommen, Pferde von seinem completten Regiment an andere abgegeben, und dergleichen, was ihn schmerzen mußte; besonders weh aber that es ihm, sein braves Regiment

giment verlassen zu müssen, indem ihm 1765 das Vitzthumsche Cürassier-Regiment als wirklichem Chef zugetheilt wurde. Seine Trennung von jenen wackern Kriegern, mit denen er so viele Gefahren und Beschwerden getheilt gehabt hatte, war ein sehr rührender Auftritt. Er ließ vor dem Musterungstisch Mann für Mann auffordern, wenn man Beschwerden über sein Commando habe, sie vorzubringen. Keine Stimme lies sich hören, wohl aber traten mehrere alte Krieger vor, die ihren Abschied verlangten, weil sie nun ihren Vater verlöhren, und auch nicht länger dienen möchten; worauf er ihnen zuredete, ihm gerade dadurch ihre Liebe zu beweisen, daß sie noch einige Jahre treu dienten. Nach der Musterung schickten alle Compagnien an ihn, er würde sie doch nicht verlassen, ohne das Regiment noch einmal ausrükken zu lassen und Abschied von ihnen zu nehmen. B. hielt dies seinem Gemüth für zu angreifend, bat sie, ihm Tags darauf von jeder Compagnie zwey Mann zu schicken, gab diesen eine Mahlzeit, und dankte ihnen dann für ihren zeitherigen Gehorsam, Liebe und Freundschaft. Die alten bärtigen Männer umarmten ihn mit thränenden Augen

gen und gaben ihm tausend Wünsche für Glück und Seegen auf seinen Weg.

Bey seinem Regiment in Sangerhausen fand er freylich einen zerrütteten Zustand. Es war 1756 beym Königstein mit gefangen genommen worden, hatte preußische Dienste nehmen müssen, sich aber nach und nach wieder gesammelt und bis Ausgang des Kriegs bey der französischen Armee gedient; jetzt waren aber nur etwa noch 300 Mann beritten, und B. litt also auch in ökonomischer Hinsicht hier eine große Einbuße; erfreulich war ihm nur dies, dabey noch fünf Officiers und etwa 20 Mann zu finden, die er schon dort gekannt hatte, als er im Jahr 1741 als Rittmeister bey diesem Regimente stand. Die Eifersucht des Feldmarschalls, die sich auf mancherley Art zeigte, machte ihm auch trübe Tage; als Kaiser Joseph II. um das Jahr 1768 nach Dresden kam, um die während des 7jährigen Kriegs bekannt gewordene Schlachtfelder zu besehen, freute sich B. sehr darauf, diesen Monarchen, bey dem er noch im frischen Andenken war, und die ihn begleitenden Generals Gr. Lascy und Wied wiederzusehen; aber der Feldmarschall schlug ihm den gehofften Urlaub dazu ab. Im J.

1768

1768 wurde endlich das Regiment wieder complettirt und dies belebte auf einige Zeit Benkendorfs Muth; das Jahr darauf übernahm der Churfürst die Regierung selbst, und lies sich die Regimenter einzeln vorstellen, nur sein eignes Cürassierregiment und das Benkendorfsche nicht, da deren Quartiere zu entlegen waren. Der eifrige B. empfand dies tief, und da nun die theuern Jahre von 1770 und 71 dazu kamen, wo die Regimenter alle gar sehr reducirt wurden, so stieg sein Unmuth so weit, daß er auf andre Dienste dachte. Die Venetianer suchten eben einen Capo militare für ihre Landtruppen; einige seiner Freunde unter den kaiserlichen Truppen in Mailand hatten ihn dazu vorgeschlagen. Er ließ sich in Unterhandlungen mit Venedig ein, die sich aber so in die Länge zogen, daß darüber auch bessere Zeiten in Sachsen eintraten. Seine Zufriedenheit wurde ganz hergestellt, als der weise Regent, der durch Ordnung die Finanzen herzustellen angefangen hatte, nun auch wieder auf Vollzähligmachung der Armee denken konnte. — 1775 wurde B. General-Inspecteur der Cavallerie, und ein Hauptmitarbeiter an dem neuen Exercierreglement, und

hatte

hatte viel Geschäfte durch den Ankauf der Pferde von armenianischen und deutschen Kaufleuten; besonders aber, als in dem bayrischen Kriege 1778 acht und zwanzig Escadrons Sachsen zu der preußischen Armee stoßen mußten, und auf seinen Vorschlag eine neue Eintheilung der sächsischen Regimenter vorgenommen worden war *).

Nach diesem kurzen Feldzug verstrich in den Jahren von 1779 bis 1788, wo er immerfort in Dresden wohnte, seine Zeit unter den gewöhnlichen Arbeiten als General-Inspecteur, mit Musterungen, Exercieren der Regimenter, Lagergeschäften und Besorgung des Pferdeankaufs. Die Ernennung zum Chef der Garde du Corps 1788 that deswegen seinem patriotischen Herzen so wohl, weil sie ihm das Recht gab, immer nahe um seinen verehrten Regenten und dessen ihm so theuren Familie zu seyn, woran ihn auch nur erst im letzten Jahre die eintretende Al-

*) Ueber den Antheil, den das sächsische Corps und mit ihm General Benkendorf an diesem Kriege nahmen, siehe Schauplatz des bayrischen Erbfolgekriegs. Leipz. b. Breitkopf, 1778. Sechs Stücke in 4.

Alterschwäche hinderte. Dann fühlte er um so mehr den Verlust seiner ehemaligen Gönner und Freunde, des Herzogs von Curland, der Generale Zanthier, Solms, Riedesel ꝛc., und gegen das Ende seines Lebens gab es nur noch wenige Personen, mit denen der alleinstehende Greis recht vergnügt seyn konnte.

Auch seine Kunst, die Militärwissenschaften, waren mit der Zeit fortgeschritten und hatten sich verändert; er blieb bey seiner Vorliebe für das Alte, das er so lange kannte und in kritischen Tagen erprüft hatte. Mancher jüngere Zeitgenoß verkannte ihn deshalb; allein Wille und Feuer für alles Gute und edles Selbstgefühl blieb dem seltnen Greis bis zum Tode; der gerechtere Beurtheiler übersah seinen Werth nicht, erwägend, daß bey den Verhältnissen der sächsischen Armee zu den größern Mächten gewiß viel dazu gehört, ein Ansehn zu genießen, wie B., von dem selbst erfahrne preußische Generale mit ausgezeichneter Hochachtung sprachen.

Uneigennützigkeit und Sorge für seine Untergebenen waren immer und blieben rühmliche Züge seiner Denkungsart. Als in der

Schlacht

Schlacht bey Collin das Regiment Carl 15 Fahnen erbeutet hatte, wurde jede nach der Taxe mit 18 Ducaten belohnt. General Rostitz schoß diese Summe sogleich vor und schenkte sie nachher dem Regimente, als sie der König von Polen selbst bezahlte. Die Kaiserin Maria Theresia machte dem Regimente dasselbe Geschenk, und so kam eine beträchtliche Casse zusammen, und nach der aufgehobenen Belagerung von Prag gab der Prinz Carl erfreut diesem mit Ruhm gekrönten Corps seine Börse von 170 Ducaten zur Belohnung. B. disponirte hierüber gleich so, daß dies Geld blos für Unterofficiers und Gemeine bestimmt seyn, aber ihnen nicht in die Hände gegeben werden sollte; jede Compagnie mußte zwey Leute, auf die sie Vertrauen setzte, ernennen, um den Ankauf ungarischer Ochsen zu besorgen, so daß jedem Manne täglich ein Pfund Rindfleisch gereicht werden konnte. Das Regiment fühlte sehr bald das Wohlthätige dieser Einrichtung für ihre Gesundheit, und es fand Nachahmung bey der kaiserlichen Armee. Als am Ende des Feldzugs die Casse zu Ende gieng, ließen die Compagnien B. bitten, mit dieser Einrichtung nach Möglichkeit fortzufahren, und

viele

viele entwöhnten sich dadurch vom Brandtewein. — So thätig und klug sorgte er für die Soldaten unter seinem Befehl, die ihm dann aber auch höchst ergeben waren, ungeachtet er ihnen viel zumuthete.

Froher Muth und seltene Stärke des Geistes und Körpers begleitete ihn bis zum letzten Jahre. Es ist oben seine Gedächtnißkraft gerühmt worden; noch im hohen Alter sagte er ganze Stellen aus seiner Jugendlectüre her, und Perioden und Vorfälle seines Lebens, es mochte die Rede von einer Schlacht oder einem Hoffest, von einer Liebschaft oder einem Pferde seyn, konnte er mit einem Feuer vergegenwärtigen, das seinen Zirkel in Erstaunen setzte und oft mit begeisterte. Bey Tische liebte er die frohe Unterhaltung, und wenn er des Morgens auch die größten Verdrüßlichkeiten gehabt hatte, so war doch bey Tisch alles wieder vergessen, und ungern entdeckte er eine finstere Miene bey seinen Gesellschaftern. Dann kamen gemeiniglich seine Jagdanekdoten zum Vorschein, seine Erzählungen von dem Aufenthalt in Litthauen 1747, von seinem Anbau in jenem Siberien, oder seine alten Lieblingsgesundheiten, deren eine

Santé cent ans,
cent mille écus par an,
prosperité dans nos amours,
la vie eternelle après la fin de nos jours

oft getrunken und von ihm erklärt wurde; er bemerkte dann mit Vergnügen, daß er bald hundert Jahr alt sey, beynahe 100,000 Thaler zeitlebens für Wein ausgegeben, manche glückliche Liebschaft gehabt habe, und selig zu sterben hoffe. Er konnte von Jugend auf viel vertragen; in seinem hohen Alter trank er nichts als guten Rheinwein, ob er gleich dem zehnjährigen Genuß des Tokaiers während seines Aufenthaltes in Polen seine dauerhafte Gesundheit zuschrieb; späterhin wollte dieser ihm aber nicht mehr bekommen. — Er suchte seinen Körper, so wie seine Sinnen in immerwährender Uebung und Kraft zu erhalten, und machte sich bis spät so viel Bewegung, als sein Alter erlaubte, oft mit zu großer Anstrengung. Er war immer ganz angekleidet, selbst bey Unpäßlichkeiten, und zog im höchsten Alter gleich früh aus dem Bette Stiefeln an. Wenn er des Morgens seine zwey Tassen schwarzen Caffé, oft mit China vermischt, trank, so schenkte er sie bis

an

an den äußersten Rand voll, und suchte sie ohne Zittern an den Mund zu heben; verschüttete er nichts davon, so war ihm dies ein Zeichen seines Wohlbefindens. Dann übte er sein Auge an den entferntesten Punkten des Horizontes, und freute sich, wenn er einen Baum, der ihn vielleicht an eine Jagdparthie erinnerte, vor andern, oft viel jüngern, in großer Ferne erblicken konnte. Sein Auge war vortrefflich, und trug ehemals sicher zu seiner militärischen Brauchbarkeit viel bey; er glaubte, der Schärfe seines Gesichts sey der spanische Tabak nützlich gewesen; auch Haare und Zähne, welche letztere er früh mit der Asche des türkischen, bey ihm beliebten Tabacks putzte, behielt er bis ins Alter. — Alle sechs bis acht Wochen ließ er sich eine Ader öffnen; dies war ein Bedürfniß für ihn; sobald er einige Unruhe im Blute spürte, griff er, trotz der Einwendung der Aerzte, zu diesem Mittel, das er wie eine Kleinigkeit behandelte, und sogleich seine Heiterkeit und einen freyen Kopf dadurch herstellte. — In den letzten Jahren, wo sein noch munterer Geist den Abgang mancher körperlichen Kräfte mit Unmuth spürte, übertrieb er es oft im Genuß geistiger Ge-

tränke, durch die er sich zu beleben suchte; die Beschaffenheit seiner innern Theile zeigte nach seinem Tode, daß er ohne dies Uebermaaß vielleicht ein hundertjähriges Alter erreicht hätte. „Wer mich deshalb tadeln will, pflegte er zu sagen, der weis nicht, wie es einem neunzigjährigen Manne zu Muthe ist, der bey noch munterm Geiste sieht, daß der Körper nicht mehr fort will, und das eigentliche Leben, das ihm so viele Freuden gewährte, noch um einige Augenblicke zu fristen sucht.“ Bey der seltnen Lebhaftigkeit seines Geistes fühlte er nun oft bittere Langeweile, da die Jugendgenossen weg waren, und die üble Witterung ihn im Winter zum Gefangenen machte. — Nie war er verwundet worden, trotz der vielen Gefahren, die er bestanden hatte; in der Schlacht bey Kesselsdorf fieng einer seiner Leute den Hieb eines feindlichen Cüraſſiers auf ihn auf; in der Schlacht bey Collin sprang eine Granade unter seinem Pferde, ohne ihn zu blessiren; da hingegen sein Bruder im preußischen Dienst fast bey jeder Gelegenheit verwundet wurde. „Sie sind mir, sagte er, zur Rechten und Linken gefallen, aber ich bin immer gut weggekommen.“ —

Der

Der Neujahrstag von 1801 war ihm sehr angenehm, indem er doch nun das neue Jahrhundert mit Gewißheit erlebt habe; über dessen Anfang sich vor und im Jahr 1800 Streitigkeiten erhoben hatten. Da er gern das neue Seculum mit antreten wollte, und doch fühlte, daß seine Tage gemessen waren, hielt er sich zu denen, die mit 1800 den Anfang desselben gesetzt wissen wollten. Nun war aller Zweifel gehoben. Aber neue Kräfte konnte ihm doch das neue Jahrhundert nicht mitbringen! Seine Laufbahn war geendet; er starb den 5. May, 1801, nachdem er Tags vorher, trotz seiner Entkräftung, noch einmal recht heiter gewesen war. Die Nacht vor seinem Ende brachte er theils mit Phantasien, theils im Gebet zu, wobey die Umstehenden ihm vorbeten mußten. Nach seiner Eröffnung fand man seinen Körper fest, gesund und fett, nur den Hals verschwollen, dick und knorpelich.

Er und seine Brüder hatten von Haus aus wenig Vermögen; da er nun nie kargte, und besonders an Pferden, Weinen und einer guten Küche viel aufgehen ließ, so war keine Verlassenschaft da, als 10,000 Gulden, die er von dem letztverstorbenen Bruder, dem

Mi-

Minister in Anspach geerbt hatte, und die er durch sein Testament vom 14. März 1801 zu kleinen Legaten, zu Bezahlung seiner etwannigen Schulden und zu Bestreitung seiner Beerdigung verwendete. Durch dies so lang aufgeschobene Testament sorgte er noch so viel möglich für seine Leute, die ihm lange treu gedient und zum Theil viel bey ihm ausgestanden hatten.

Sein Andenken verdiente aufbewahrt zu werden. Wem es dünken sollte, dies sey hier zu ausführlich geschehen, der vergesse nicht, daß künftig nirgends, als in diesen Blättern, etwas von seiner Geschichte zu finden seyn wird; daß also hier zugleich für denjenigen Leser gesorgt werden mußte, der durch gleiches Geschäft und durch Kenntniß des Locals für eine solche Ausführlichkeit gestimmt ist; und daß endlich dergleichen Details von kriegerischen Auftritten die allgemeine Geschichte der Krieger bestätigen und beleben, wenn nämlich ihr Erzähler vermöge seiner anerkannten Denkweise die Meynung der höchsten Glaubwürdigkeit so vor sich hat, wie dieser brave soldatische Charakter. Vielen wird es nicht unlieb seyn, durch das Leben des tapfern Greises wieder an die Haupt-

begebenheiten des siebenjährigen Krieges, der durch die wundervollen Vorfälle der neuesten Zeit wie zurückgedrängt in unserm Gedächtniß ist, erinnert worden seyn, und die gebildeten und patriotischen Officiers der sächsischen Armee, denen diese Blätter vorzüglich geweiht seyn mögen, werden gern bey der Geschichte eines Mannes verweilen, der ihnen und dem Vaterlande bey Ausländern und bey der Nachwelt zur Ehre gereicht, und immer gereichen wird.

Ignatz

Ignatz Valentin Heggelin,

Pfarrer zu Warthausen im östreichischen Schwaben.

geb. 1. Jan. 1738,
gest. 30. Apr. 1801.

Heggelin's Name mag außer seinem Wirkungskreise wenig gekannt und genannt worden seyn. Aber wenn ein ächter, frommer Christus-Sinn, wenn eine unerschütterte Rechtschaffenheit, wenn die gewissenhafteste Amtstreue und ein seltner Eifer für die Erleuchtung, Besserung und Beglückung, kurz für das zeitliche und ewige Wohl seiner Gemeinde, einen Werth geben, der die glänzendsten Tugenden und Großthaten übersteigt: so verdient der mit jenen stillern Tugenden geschmückte Pfarrer, daß das ganze Publikum

kum ihn kennen lerne, und daß jeder, durch das Beyspiel desselben gestärkt, hingehe, in seiner Sphäre zu handeln wie Er! Dank sey daher dem ehrwürdigen Sailer, der uns in einer Geist und Herz labenden Denkschrift seinen Freund ohne Schminke und in seiner eigensten Gestalt gezeichnet hat. Er soll uns zum Wegweiser dienen *).

Heggelin war den 1sten Januar 1738, in dem Städtchen Marktdorf, das unfern vom Bodensee, unter der Herrschaft des Fürst-Bischof von Constanz steht, geboren. Sehr früh seines Vaters beraubt, fand er einen zweyten Vater in seinem Oheim, Johann Valentin Heggelin, welcher damals Curat-Caplan in Buchhorn war, nachher Beichtvater im Stifte der regulirten Chorfrauen zu Inzighofen an der Donau, und end-

*) An Heggelins Freunde. Ein Denkmal des Verblichenen. Herausgegeben von J. M. Sailer. Mit Heggelins Bildniß. München, Lentner 1803. XV. und 328 S. 8. Der Verfasser, von verschiedenen Freunden Heggelin's unterstützt, geht die verschiedenen Verhältnisse und Gesichtspunkte, nach welchen er den Verewigten schildert, in 23 Abschnitten durch.

Digitized by Google

endlich Caplan und Senior in Marktdorf wurde. Der fromme Mann hielt den Knaben in einer strengen und harten Zucht, ließ ihn oft selbst die Zuchtruthen aus dem Holze herbeyholen, womit er ihn geißelte, und schlug wohl so nachdrücklich zu, daß der Gezüchtigte einige Tage das Bette hüten mußte. Fern sey es von uns, die Disciplin eines Zuchtmeisters unbedingt in Schutz zu nehmen; aber glaubt ihr wohl, daß der aufbrausende, unbändige, gegen jedes Joch sich auflehnende Sinn des Knaben gebändigt, und er zu der Strenge und Festigkeit der Grundsätze und des Wandels, die er als Mann und Priester bewährte, würde gelangt seyn, wenn eine sanfte und milde Hand seine erste Jugend geleitet hätte? Schwerlich würde diejenige Religion, welche den Menschen so viele Büßungen auflegt, und der geistliche Stand in ihr, welcher Gott die süßesten Genüsse zum Opfer darzubringen befiehlt, diese Anzahl von Tugendhelden und Heiligen, auf dem Wege unsrer liberalen Behandlung erziehen!

Der Oheim glaubte bey seinem Zögling Anlagen zu bemerken, die ihn einer gelehrten Ausbildung werth zu machen schienen, und

er

er sandte ihn deshalb 1749 auf das Gymnasium nach Constanz. Aber hier war sein Lehrer andrer Meynung als der Oheim, und schrieb diesem: „Der Knabe hätte nicht viel Anlagen zu den Studien, man würde besser thun, wenn man ihn in eine Handwerksstube verpflanzte.“ Dies sollte nun wirklich ins Werk gerichtet werden, als der Lehrer sein voreiliges Urtheil zurücknahm, und die tröstliche Nachricht gab, der Knabe zeige mehr Fleiß und mehr Fähigkeiten. Wirklich brachte es dieser dahin, daß er noch im ersten Jahre unter die bessern, und in den folgenden unter die besten seiner Mitschüler gesetzt wurde. Der Ehrgeiz arbeitete mächtig in ihm, und das Gefühl erlittnen Unrechts ergriff ihn zuweilen so heftig, daß er, ungeachtet der durch des Oheims Zucht besänftigten Temperamentshitze, Unbesonnenheiten in Worten und Handlungen begieng. So stand er einst, als er einem Knaben, der des Lehrers Liebling war, nachgesetzt wurde, öffentlich vor seinen Mitschülern auf, und erklärte dem Lehrer ins Angesicht, daß ihm Unrecht geschehe. Und als ihm dieses Benehmen am Ende des Schuljahrs schlechte Zeugnisse zuzog, zerriß er diese vor den Augen

Digitized by Google

gen des Lehrers. Mehr bezwang er sich bey einer tiefern Kränkung, die ihm eine seiner Verwandten bereitete. Diese, eifersüchtig auf die Ehre, daß er, nicht sie, von einem gewissen Manne vorgezogen und öfters zu Tische geladen wurde, suchte den Vetter dadurch zu demüthigen, daß sie ihn einst bey sich essen ließ und den Scharfrichter neben ihn an den Tisch setzte, dessen Tischgenossenschaft auch ihm, nach dem herrschenden Vorurtheil, entehrend vorkommen mußte. Sich bey der Base keine Blöße zu geben und ihr keinen Triumph zu verschaffen, verbarg er seine Verlegenheit und seinen Unwillen, kam allmählig ins Gespräch mit dem Scharfrichter, fand in ihm einen guten Mann, und stand, zufrieden über die Unterhaltung und um ein Vorurtheil ärmer, vom Tische auf.

Nachdem er in sechs Jahren zu Constanz seinen Schulcursus vollendet hatte, schickte ihn der Oheim nach Freyburg, wo er Philosophie und Theologie studieren, und sich seinen eignen Unterhalt verdienen sollte. „Denn, sagte jener, hast du in sechs Jahren nicht so viel gelernt, daß du nun dein Brod selbst verdienen kannst, so wäre es Sünde, wenn ich an dich auch nur noch vier Pfennige

nige verschwendete.“ Indeß verschaffte ihm der Oheim Zutritt in gute Häuser in Freyburg, und noch mehr Freunde und Gönner erwarb ihm sein eignes gesittetes, frommes Betragen, verbunden mit Fleiß und Geschicklichkeit. Immer den Zweck seines Studierens vor Augen habend, immer in der Wahl seiner Freunde dem Grundsatz folgend: „Suche nur mit solchen, die besser und geschickter als du, sind, in vertrauten Umgang zu kommen“, gieng er nie zurück, stand nie still, sondern schritt stets vom Unvollkommnern zum Vollkommnern fort. Nachdem er 1759 die philosophische Magisterwürde erhalten, besuchte er seinen zweyten Oheim, Pater Gabriel Heggelin in dem damals noch bestehenden regulirten Chorstifte zu Waldsee, der ihn für den Klosterstand und für sein Stift zu gewinnen hoffte, aber seinen Zweck verfehlte, da der junge Mann keinen Beruf für das abhängige Klosterleben in sich verspürte. 1761 wurde er Baccalaureus der Theologie. Um die theologische Doctorwürde kam er durch Zufall oder vielmehr durch die Treulosigkeit desjenigen, der ihm das Geld dazu von dem Oheim zu Marktdorf hatte überbringen sollen. In verschiednen Familien zu

Frey-

Freyburg übernahm er Hauslehrerstellen; unter andern war er Mentor des nachmaligen kaiserlichen Regierungsraths, Freyherrn von Rheinhart, der seinem verdienstvollen Lehrer noch nach dessen Tode im Jahr 1801 das schriftliche Zeugniß gab: „Seinen weisen Lehren habe ich zum Theil meine festen Grundsätze zu verdanken, durch die ich das Zutrauen des Monarchen und des gesammten Landes mir erwarb.“

Nicht lange hatte Heggelin seine Studien vollendet, als ihm schon seine Verdienste und erworbenen Kenntnisse den Weg zu einem Amte bahnten. Es war gerade damals die Stelle eines Praeses sapientiae in dem domus sapientiae zu Freyburg erledigt, einer Stiftung, bestimmt eine Pflanzschule auserlesner Akademiker, tüchtiger Repetitoren und würdiger Professoren in Freyburg zu seyn. Der Bewerber um die wichtige Präsesstelle waren viele; Heggelin war nicht darunter; denn er hielt sich für zu jung, zu unerfahren. Aber die Professoren Rheinhart und Baader dachten anders, und brachten es im akademischen Senate dahin, daß er zum Präses erwählt wurde. Früher erwählter Präses als Priester kam er mit dem Decret

des

des akademischen Senats zu seinem Fürstbischoff nach Constanz, ward in das Seminar aufgenommen, und in wenig Monaten, als Priester, zum Antritt seines Amtes entlassen.

Er machte sich, zuvörderst mit den Statuten der Stiftung bekannt, und hielt, überzeugt, daß es Pflicht sey, sich nach des Stifters Willen zu bequemen, streng ob der Beobachtung derselben, wiewohl er diese Statuten weniger buchstäblich als nach ihrem Geiste auslegte, und so einen neuen, guten Geist in das Haus einführte. Liebe und Ernst leiteten ihn wechselsweise in der Behandlung der Zöglinge. Durch herzliches, thätiges Wohlwollen, durch Aufopferung seiner Zeit und seines Geldes bahnte er sich den Weg zu den Herzen der Zöglinge. Er veranstaltete ihnen auf seine Kosten Freudenfeste, und vertheilte täglich unter sie seinen Tischwein; denn er trank, um sich die Beherrschung seines feurigen Temperaments zu erleichtern, nur Wasser. War irgendwo und wann Strenge nöthig, so wurde sie mit allem ihm eignen Nachdruck zum Schrecken für die Uebelgesinnten angewandt. Den öffentlichen und Privatfleiß zu fördern, setzte er sich mit den Lehrern in ein gutes Vernehmen, empfahl

ihnen

ihnen die Schüler besonders, holte mündliche Zeugnisse von ihren Fortschritten ein, spornte den Fleiß der Zöglinge durch Belohnungen, Lob, Tadel, Zutrauen ꝛc., und ließ die täglichen Wiederhohlungen mit feyerlichen Prüfungen und die schriftlichen Ausarbeitungen mit öffentlichen Vorträgen in seiner Gegenwart, abwechseln. Den Einzelnen kam er durch ausgesuchte, eines jeden Bedürfnisse angepaßte Privatlectüre zu Hülfe. Zum Besten Armer, welche des theologischen Grades würdig waren, machte er ein veraltetes Gesetz wieder geltend, daß ihnen diese Würde unentgeltlich ertheilt wurde. An den Erholungen und Ergötzungen der Zöglinge nahm er selbst Antheil, um sie näher kennen zu lernen, ihre Spiele und Gespräche zu leiten, deren Unfug zu steuern, und unvermerkt nützliche Kenntnisse und Maximen den jungen Gemüthern anzuvermählen. Oft führte er an den öffentlichen Spieltagen die Jugend aufs Land spazieren und sorgte da für ihr Vergnügen; auch verschaffte er ihnen unter Begleitung sichrer Personen Zutritt in gute Häuser, um auch an ihrer äußern Bildung für die Welt zu arbeiten. Die moralische und religiöse Ausbildung seiner Zöglinge war ihm

aber

aber ganz vorzüglich heilig, und er belebte die Uebungen der Religion, als Beförderungsmittel des Gutseyns, in Abwartung des öffentlichen Cultus, im Gebet und im Gebrauch der Erbauungsbücher, sowohl durch Ermahnungen, als durch sein Beyspiel. Er war Vater, Unterstützer und Versorger seiner Alumnen, und seine Fürsorge für sie erstreckte sich weiter als auf die Zeit ihres Aufenthalts in der Stiftung, sie bereitete ihnen auch durch Rath und That eine glückliche Zukunft vor. Die Guten erkannten seine Verdienste um sie, und ihre Liebe war sein Lohn. Einige von denen, welche vor seinem Antritt dieses Amtes ein freyeres, ungebundeneres Leben geführt hatten, lehnten sich gegen die neue, vernünftige Ordnung der Dinge auf, und schmiedeten Complotte. Einer wußte seine Klagen sogar vor das Ohr des damaligen Bischoffs zu Constanz, Cardinal Roth, zu bringen, und den Präses als einen harten, grausamen Mann anzuschwärzen. Der Cardinal ließ die Sache in einer geheimen Commission untersuchen. Die Klage fiel auf den Kläger zurück, und Heggelin ward durch gültige Zeugen als ein rechtschaffner Mann und vortrefflicher Vorsteher bewährt, der in kur-

zer Zeit viel Gutes bewirkt und der Erwartung der Universität vollkommen entsprochen hätte.

Drey Jahre hatte er dieser Stelle vorgestanden, als ihm die Universität zu Freyburg die Universitäts-Pfarre zu Warthausen in Schwaben, in der östreichischen Lehenherrschaft der Reichsgrafen von Stadion, antrug, obgleich letztrer der Universität einen andern Pfarr-Candidaten empfohlen hatte. Er trat im August 1764 sein Predigtamt an, und gewann bald die Achtung und das Zutrauen des Grafen von Stadion und seiner Gemeinde.

Wie er an dieser Stelle eine lange Reihe von Jahren Gutes ohne Unterlaß wirkte, und seinen Amtspflichten in der ausgedehntesten Bedeutung des Worts Genüge that, wird der Fortgang dieser Erzählung entwikkeln. Noch unerfahren in den Verrichtungen des Seelsorgers gieng vor allem sein Dichten und Trachten darauf, seine Gemeindeglieder zu studieren, um auf sie wirken zu können, und in ihrer Behandlung keine Fehlgriffe zu thun, wie überhaupt Menschenkenntniß seiner selbst und anderer aus Beobachtungen und

aus

aus Büchern ein nie ausgesetztes Studium seines Lebens war.

Alle seine Amts- und kirchlichen Geschäfte besorgte er mit der gewissenhaftesten Treue und Pünktlichkeit. Nie, oder nicht anders, als im Fall der höchsten Noth, ließ er sich von andern Predigern beym öffentlichen Gottesdienst unterstützen, und wenn ihn ja einmal Kränklichkeit nöthigte, von den Anerbietungen der Amtsbrüder Gebrauch zu machen, klagte er noch: „Ich bin ein unnützer, träger Brodesser, man sollte mich todtschlagen.“ Erst während seiner letzten Krankheit suchte er sich, unvermögend zu seinen Amtsverrichtungen, einen Stellvertreter aus dem Convent der Capuziner zu Biberach aus. Er studierte sehr fleißig auf alle seine Predigten, und schrieb sie viele Jahre von Wort zu Wort nieder, um sich eine bestimmte Denk- und Schreibart zu eigen zu machen, und nicht in den Fehler der Geschwäzzigkeit zu verfallen. Sie gefielen weniger durch den Vortrag, als durch den Sachinhalt; sie waren wahrhaft populär, ganz für die geistigen Bedürfnisse seiner Gemeinde berechnet; sie kamen von Herzen und fanden den Weg zu den Herzen. Das Evangelium

Jesu und die christliche Sittenlehre rein und lauter zu verkündigen, erkannte er als Priester des Christenthums für seine erste Pflicht. Die Satzungen, Feste und Einrichtungen der Kirche wußte er immer in einen solchen Gesichtspunkt zu bringen oder solche fruchtbare Ideen an sie anzuknüpfen, daß dem Mißbrauch und Aberglauben vorgebeugt und möglichst viel Gutes dadurch gestiftet wurde. Auch Belehrungen aus dem Gebiet der Gesundheitslehre, und andre, die nicht unmittelbar in das Gebiet der Religion gehören, wußte er seinen Kanzelvorträgen gelegentlich einzustreuen, und überhaupt liebte er es, das Gemeine an das Höhere, das Zeitliche an das Ewige anzuknüpfen.

Und mit welchem Amtseifer betrieb er sein Werk an Sonn- und Festtagen! Er hörte die Beichtenden an und ermahnte sie; er hielt eine, gemeiniglich lange, Predigt; denn „von meinen Pfarrangehörigen, pflegte er zu sagen, sind nur sehr wenige, welche die Woche durch Zeit zur geistlichen Lectüre finden können; die meisten, mit Berufsarbeiten beladen, müssen sich auf den Unterricht des Pfarrers vertrösten, und kommen eben dadurch am Sonntage zur Kirche, um Nahrung

für

für ihre Seelen zu holen. Der Umfang ihrer Pflichten ist zu groß, und ihr Seelenbedürfniß zu dringend, als daß man ihnen den so nöthigen Unterricht, wie man heilig und selig werden könne, nach der Uhr oder nach der Blätterzahl zumessen dürfte." Nach der Predigt hatte er das Amt der Messe zu singen; vielleicht noch Beichte zu hören. Der Nachmittag fieng mit dem kirchlichen Unterricht der Jugend an, der bey ihm einige Stunden dauerte, weil er die Kinderlehren für noch wichtiger als das Predigen selbst hielt. Nach der Kirche hatte er im Pfarrhause den weiter entlegenen Pfarrangehörigen Rath und Belehrungen zu ertheilen, oder Kranke zu besuchen. Auch kamen alle Sonntage die Kinder der Gemeinde in sein Pfarrhaus und zeigten ihm ihre Arbeiten der vergangenen Woche, als Briefe, Quittungen, Conto's u. s. w., wogegen er den Fleißigen gute Lehren, Bücher und Geld austheilte. So fand ihn der Abend ermüdet und erschöpft!

In seinem katechetischen Unterricht ließ er sich ganz zu dem Kindersinn herab und lehrte einfältig, im edlern Sinne die reine, lautre Milch des Christenthums. Da er in seiner Gemeinde fand, wie sehr die Kinder-

lehren

lehren vernachläſſigt wurden, ſuchte er vermittelſt der Maxime: „Man müſſe das Volk zur Anbetung des Gottes der Liebe, mit Liebe rufen,“ Hülfe zu ſchaffen, und er bediente ſich auſſer freundlicher Zuſprache und Bitten noch andrer ihm eignen Mittel, ſo beſchenkte er wohl die fleißig erſcheinenden Kinder mit Bildern, hielt ein Verzeichniß über die zur Chriſtenlehre Geeigneten, wies jedem in der Kirche ſeinen beſtimmten Platz auf einer beſtimmten Bank an, ließ auf jede Bank ein Blatt mit den Namen derer, die ihren Sitz darauf hatten, während der Kinderlehre legen, und von dem Schullehrer die Namen derer, die nicht anweſend waren, eine Null ſetzen. So unterſtützte der Ernſt, was die Liebe angefangen hatte. „In meinem ſiebenten Jahre, erzählte einer ſeiner ehmaligen Zöglinge, kam er zweymal vorwärts zu den Kinderſtühlen, nahm mich bey der Hand und führte mich zu den Großen, die nichts zu antworten wußten; dann hob er mich, weil ich noch ſehr klein war, auf einen Stuhl und fragte mich. Wenn ich ihm nach Wunſch antwortete, ſo freute er ſich, wie ein commandirender General, der die entſcheidendſte Schlacht gewonnen hat, ſetzte ſich zu mir in den Stuhl hin-

hinein, und sagte: „Frage du mich.“ Wenn ich ihn denn fragte, so antwortete er mir, beschenkte mich mit einem oder zwey Dutzend Bildern und ließ mich wieder meine Wege gehen. Wenn ich denn hundert Bilder beysammen hatte, so gieng ich zu ihm, bot sie ihm feil, und der Pfarrer mußte mir für jedes Bild, ohne Pardon, einen Kreuzer zahlen, wenn es gleich nur einen Pfennig werth war. Er lachte, in den letzten Jahren seines Lebens, noch oft über meine Handelschaft.“ Mit welchem Ernst er aber auch die Verabsäumung der Christenlehren zu ahnden wußte, davon gab er ein Beyspiel, als er einen jungen Menschen, der heyrathen wollte, durchaus nicht eher zum drittenmal aufbot, bis er von der Gemeinde wegen Vernachläßigung der Christenlehre Abbitte that.

Mit gleichem Eifer umfaßte er die übrigen Theile seines Berufs. Die Kranken der ihm zugetheilten fünf Orte, die ziemlich weit auseinander lagen, besuchte er fast täglich, auch bey der schlechtesten Witterung, so daß er oft an einem Tage nach allen fünf Orten kam. Er gieng dabey zu Fuße bis an die letztern Jahre seines Lebens, wo ihm der An-

Digitized by Google

Anfang zur Wassersucht das Athmen beschwerlich machte, und ihn nöthigte, sich eines Pferdes und zuletzt des Wagens zu bedienen. Nur die nächtlichen Krankenbesuche stellte er ab, weil er der Meynung war, der vorher schon durch seinen Seelsorger zum Sterben vorbereitete Kranke müsse, wenn die Nacht sein letztes Stündlein komme, sich allein zu sterben getrauen. Er suchte durch seine Besuche sowohl den Kranken und Sterbenden, als den sie umgebenden Freunden nützlich zu seyn. In der den Kranken zunächst betreffenden Unterhaltung führte er diesen auf die Bestimmung des Menschen, und ließ ihn in sein Gewissen hineinblicken, dann leitete er ihn auf den Pfad der Sinnesänderung, und endlich dahin, daß er Muth faßte, entweder mit Ergebung zu sterben oder mit neuem Tugendsinn zu leben. In der Unterhaltung mit den übrigen Bewohnern des Hauses verstärkte er die ernsten Eindrücke, die das Krankenlager und der Anblick des Todes auf den Menschen macht, und gab ihnen durch den Glauben an Christus, Leben und Richtung zur Besserung. Dem schädlichen Aberglauben von der wunderthätigen Wirkung der Bekehrung in den letzten Stunden

den stemmte er sich kräftig entgegen: Das gute Leben, lehrte er, sey die beste und sicherste Vorbereitung zum guten Tode. Es sey ein Zeichen der schlechtesten Wirthschaft, wenn man sich, erst beym Einsteigen in den Reisewagen, um Mantelsack und Reisegeld umsehen, und noch, im Einsteigen, die Rechnungen eines ganzen Lebens ins Reine bringen wolle. Die Schmerzen des Körpers und die Todesfurcht schwächen den Geist, daß er zu dem Einen Nothwendigen, zur Umkehr zu Gott, wohl nie untüchtiger sey, als in den letzten Stunden des Lebens. Es entehre das Christenthum, daß seine Bekenner, denen das Sterben ein Ruf Gottes zur Himmelfahrt seyn sollte, den Tod fürchten, wie die Heidenmenschen; die ohne Gott durch das Leben giengen, wollen sich von Christen noch fromm sprechen lassen am Rande des Lebens. Priester, Sacramente, Gebete, biblische Verse können den Sünder, der im Abgrunde des Bösen beharrt und der Sünde so wenig sterben will, als dem Leben des Leibes, nicht heilig und nicht selig machen. Auch zeitlicher Wohlthäter und Unterstützer der Kranken war Heggelin oft. Als ein redlicher Tagelöhner, der täglich nach dem Feyerabend noch eine

Stun-

Stunde zu arbeiten pflegte, um von dem Ertrag seinen Kindern ein Capitälchen zu ersparen, durch sein Krankenlager in die Nothwendigkeit versetzt ward, das kleine Vermächtniß aufzuzehren und sich dieses tief zu Herzen nahm; da wußte Heggelin, nach seinem Ausdruck, zwey Engel Gottes auszufinden, die den Kranken reichlich unterstützten, so daß die Krankenpflege davon bestritten und das angegriffene Capitälchen wieder ergänzt werden konnte.

Die Prüfung der Brautpaare oder das sogenannte Sponsalienexamen hielt er für eine der wichtigsten Pastoralverrichtungen. Hier ein Beyspiel einer seiner originellen Anreden an ein Brautpaar, die eines Hippel würdig wäre: „Lernet einander kennen, belehret einander unter vier Augen, traget einander und helft einander sanft durch das Leben. Du, Mann, schlage nicht; du Weib, schmähe nicht! sonst kommt ein Höherer als ich, und schlägt dich auf den Mund. Seyd reinlich. Meidet Spiel und Karten. Hütet euch vor dem Teufel der Eifersucht; sie kommt oft aus thörichter Vertraulichkeit, mit der man einander mancherley Ereignisse aus dem ledigen Stande erzählt. Horcht nicht auf Geschwätze

schwätze Anderer. Betet alle Tage mit einander und für einander. Tretet nicht an den Altar, um euch die Hände zu reichen ehe nicht euer Gewissen von dem ersten Augenblicke der erwachenden Vernunft bis auf diese Stunde durchgeforscht, euer Herz von aller Sünde gereinigt, und Friede mit Gott, und Friede mit euch selbst, und Friede mit dem Nachbar, den ihr oder der euch beleidigt, hergestellt ist. Feyert alle Jahre den Tag eures Ehebündnisses, feyert ihn in der Kirche mit herzlichem Gebete, und auch zu Hause mit einem freundlichen Mahle. Du, Weib! koche dem Manne, was er gern ißt! Du, Mann! kauf ihr, was sie von Kleidung gern trägt. Leget eure Pfennige zusammen, aber thut euch und den Armen und eurem Gewissen nicht wehe. Lasset den geheimen Widerwillen gegen einander nie im Herzen übernachten! Gebet einander die Hand, ehe die Sonne untergeht. Sehet nicht mit neidischen Blicken auf eure Nachbarn, sehet auf euch und danket Gott im Stillen für das, was er euch geschenkt hat. Vergesset nie, daß euer Knecht, eure Magd Mensch ist wie ihr, und daß es Niemanden wohl thut, wenn man ihm wehe thut. Lasset keinen ungerechten Heller sich mit eurem Gel-

de

de vermischen! er ist ungerecht, verscheucht den Segen Gottes von euren Aeckern, Wiesen, und kommt selten auf Kindeskinder. Ehret die Obrigkeit und sitzet nicht zu denen, die den Mund weit aufthun, um die Großen zu lästern. Gebet, was ihr schuldig seyd, und macht die Zehendgarbe nicht kleiner. Die Feldmarken seyn euch heilig; wer einen Grenzstein verrücket, um sein Gut auf Erden zu erweitern, reißt sein Haus im Himmel ein. Betrachtet oft den Ehering an eurem Finger! er verklagte euch, wenn ihr aufhörtet, einander zu lieben. Leset, wenigstens alle Sonntage, ehe ihr zu Tische sitzet, in dem Evangelium: es ist Gottes Wort darin und macht selig, die es zu Herzen nehmen und treu befolgen. Sehet auf die Bessern in der Gemeinde, und macht es ihnen nach! dann ist ihre Zahl schon wieder um zwey größer. Genießet mit einander, was ihr habt! es schmeckt so besser, als wenn man es einsam und wie hinter dem Rücken genießet. Seyd lieber die Ersten in der Kirche als die Letzten, und sehet euch nicht um, wenn ihr darin seyd. Seyd die stillhorchende Maria, die zu den Füßen Jesu saß, denn er ist es, der durch seine Jünger spricht. Und, wenn

es

es warm in eurem Herzen wird, so lauft der Wahrheit nicht davon! denn sie ist es, die euch bessern und trösten will. Schauet und horchet in euch hinein! denn das Reich Gottes ist im Innern. Wenn euch eine Last drückt, so steht zusammen und hebt eure Schulter gemeinsam unter! Zwey tragen leichter als Einer. Wenn ihr krank seyd, lasset den Arzt früh genug kommen! sonst kommt die Hülfe zu spät und der Tod vor ihm. Bewahret Feuer und Licht, daß ihr und eure Nachbarn nicht aus eurer Schuld um Haus und Hof kommen. Ein abgebrannter, ein armer Mann. Lüget nicht, denn Gott sieht euch in das Herz, und eine Lüge macht kohlschwarz vor Gott und den Menschen. Laßt die Wittwe hinter euren Schnittern Aehren lesen und sagt zu ihr: Guten Morgen, Nachbarin! Gott und die Aernte ist für uns Alle. Und, wenn ein Waise um Brod bittet, so gebt ihm Brod und Decke zusammen, damit er nie über euch weine. Solche Thränen schreyen gen Himmel. Wenn euch Gott das erste Kind schenkt, so sagt: Das ist das Erste, es gehört Gott und seinem Himmel. Und wenn ein zweytes nachkommt, so sprecht: Es gehört zum ersten. Wenn euch der Zorn

das

das Herz rüttelt und das Blut umherjagt, so legt euch eine Maulsperre an, schweiget wie eine Mauer. Aber, wenn das Blut kalt geworden, dann redet, was recht ist und Frieden schafft.“

Den Lehrburschen war er ein sehr theilnehmender Freund und Berather, besonders wenn sie keine Eltern mehr hatten. Er widmete ihnen alle Sonntage eine Stunde, erkundigte sich nach ihren Umständen, unterrichtete, tröstete, leitete sie. Sein Haus, sein Herz und seine Börse standen ihnen immer offen. Er hatte die Einrichtung getroffen, daß jeder Handwerksgeselle, bevor er in die Fremde gieng, von ihm Verhaltungsregeln und die letzten Ermahnungen abholen mußte. Da erhielt er Rathschläge der Klugheit und der Tugend und über die nützlichste Art zu reisen. Mit einem Geschenk und dem väterlichen Segen ward der junge Freund entlassen. Sein aphoristischer Unterricht für Handwerksgesellen erschien durch einen seiner Freunde, ohne sein Wissen, im Druck, unter dem Titel: Hundert väterliche Lehren, ein Amulet, den wandernden Handwerksgesellen auf die Reise mitzugeben. München 1796. Gleich musterhaft

sterhaft war seine Berathschlagung mit Mädchen, die in ein Kloster gehen wollen, in 95 Fragen vorgetragen, welche aber nie in Druck gekommen ist.

Er war der Meynung, daß der Pfarrer in allen Anliegen der Schutz und die Zuflucht seiner Anvertrauten seyn müsse, und so unterstützte er sie denn auch mit Rath und That wo und wie er konnte. Der brave Scharfrichter des Orts hatte seine besondre Zuneigung, die sich mit darauf gründen mochte, daß er während seiner Schuljahre einst am Tische seiner Base einen liebenswürdigen Mann von dieser Profession hatte kennen lernen. Jener Scharfrichter empfahl nun sterbend seine unversorgten Kinder dem menschenfreundlichen Pfarrer und gieng mit dem Trost, ihr Wohl in die besten Hände niedergelegt zu haben, in die Ewigkeit. Heggelin vertrat Vaterstelle bey ihnen und ruhte nicht eher, bis er sie alle versorgt sah. Da der erstgebohrne Sohn für unfähig zu seines Vaters Profession gehalten wurde, hielt es Heggelin nicht unter seiner Würde, ihn selbst an einem aus Thon geformten Manne das Abschlagen des Kopfes zu lehren, und er brachte in ihm nun den Muth hervor, daß

er

er bey gegebenem Anlaß sein Meisterstück mit gutem Erfolg machte. Die übrigen Kinder der Familie hatten sich vom Hinrichtungsplatz bis zum Pfarrhause in einiger Entfernung von einander gestellt, um ihrem Wohlthäter desto schneller die Nachricht von dem Ausgang dieser Execution zu überbringen. Ein armer Knecht kam Krankheits halber außer Dienst und hatte nicht einmal ein Bette, auf das er seinen kranken Körper hinstrecken konnte. Heggelin leitete eine Collecte in der Kirche für ihn ein und stellte so dringende Bewegungsgründe zum Wohlthun auf, daß Jedermann mit Freuden gab und 21 Fl. herauskamen. Diese übergab der Pfarrer zwey geehrten Bäuerinnen, um ein Bette dafür zu kaufen. Sie unterzogen sich diesem Auftrag mit Freuden und machten noch Bettüberzüge u. s. w. unentgeldlich dazu. Als der Kranke wieder genesen war, sagte Heggelin: „Das Bette gehört der Gemeinde! Wenn wieder ein Dienstbote krank wird, so weiß man doch, wo man ihn sanft hinlegen könne. Die Liebe bettet sanft!“

Für Arme und Nothleidende war er sehr besorgt, doch weniger durch einzelne kleine

Hül-

Hülfen als durch größere, das ganze Elend umfassende Unterstützungen und Hülfsanstalten. Seinen Zehend-Flachs theilte er den Hausarmen um einen ergiebigen Lohn zum Verspinnen aus, und verkaufte das Gespinnst, oft mit eigenem Schaden wieder. Er begründete, unter der Mitwirkung der Herrschaft, des Amtes und der Pfarrkinder, sehr gute Armenanstalten zu Warthausen. Alle Monate wurde ein allgemeiner Opfergang zum Behuf der Armen gehalten, wo Jedermann reichliche Gaben auf dem Altar niederlegte. Auch wurden nicht nur wöchentlich Sammlungen vorgenommen, sondern auch alle besondre Anlässe, beym Aerndtefest, einer Siegesfeyer, bey Unglücksfällen ꝛc. zu außerordentlichen Collecten und Opfergängen benutzt. Zu Vorstehern der Armencasse hatte Heggelin zwey Männer gewählt, wovon der eine der wohlthätigste in der Gemeinde, der andre der klügste und im Ausgeben genaueste war. Jener mußte die Hülfsbedürftigen und die Gabe in Vorschlag bringen, dieser eine Art von Opposition bilden. Aus den Urtheilen beyder wußte der Pfarrer einen Mittelweg aufzufinden. Die Gaben wurden demnach, je nachdem das Bedürfniß war, zur

Bezahlung des Schulgeldes und Lehrgeldes für dürftiger Leute Kinder, zur Verpflegung der Kranken, zum Ankauf nöthiger Kleidungsstücke, des Brennholzes, zur Bezahlung der Hausmiethe und überhaupt zu Erleichterung der Nahrungssorgen verwandt. Die größern Knaben mußten ihm ein Probestück von ihrem Rechnen vorzeigen, die kleinern etwas vorbuchstabiren, die Lehrbursche ein Zeugniß ihres Wohlverhaltens von ihren Meistern beybringen, bevor sie ein Allmosen erhielten. Dankbare Gefühle für ihre Herrschaft zu beleben, versammelte er Kinder am Geburtstag des Grafen in der Kirche, um für ihre Herrschaft zu beten. Jedes Kind erhielt dann einen Groschen.

Heggelin lebte sparsam und einfach, um von seinen mäßigen Einkünften recht viel für Andre verwenden zu können. Er gab sehr gern, aber er nahm nichts. Konnte er irgend einmal eine Gabe der Liebe, ohne Kränkung des Gebers, nicht ausschlagen, so war er auf doppelten Ersatz bedacht. Für ein paar Schnepfen machte er Seilers größeres Gebetbuch in zwey Bänden zum Gegengeschenk.

Sei-

Seinem alten, blinden Oheim und ersten Erzieher zu Marktdorf schickte er jährlich eine Menge Lebensmittel zu, und als dieser in seinem 89sten Jahre den Neffen zu sich lud und ihm sein Kostbarstes, ein Bretspiel von Silber, aufnöthigte, da erwiederte der Neffe das Liebesgeschenk durch einen schönen Kelch, dessen Schale von Silber, der Fuß aber von Kupfer war, weil er gesehen hatte, daß sich der arme Alte eines bleyernen Kelches bey der Messe bediente. Dem Kelche ließ er das Distichon eingraben:

Heggelin ad missas habuit vasa plumbea coecus,
Vidit et ingemuit, qui dedit ista, nepos.

Aus allen seinen kirchlichen Einrichtungen blickte Achtung für die Vorschriften des Bischoffs und die Verordnungen des Landesfürsten hervor. Diese, nebst der Furcht kein Aergerniß zu geben und keine Neurungen zu machen, für die das Volk nicht reif und nicht empfänglich wäre, lehrten ihn die größte Behutsamkeit und Schonung in kirchlichen Reformen. Indeß that er, was die Umstände und seine Denkart ihm gestatteten. Sein

Gottesdienst war rein, einfach und würdevoll, erbaulich für Jedermann, für Katholiken wie für Nichtkatholiken. Heilsame Reformen, die von oben herab kamen, unterstützte er kräftig. Als Kaiser Joseph die Brüderschaften durch einen geschärften Befehl abschaffte, beruhigte er seine murrende Gemeinde, indem er sagte: „Der Kaiser nimmt euch die Hauptsache gar nicht; nur das Unnöthige soll unterbleiben, und dabey verliert ihr nichts. Gott sieht euch, ohne daß ihr ihm mit einer brennenden Kerze dazu leuchten müßt. Ihr seyd Männer, keine Kinder, könnet also wohl ohne den Brüderschaftsstab um den Altar herumgehen. Ihr verliert aber nicht nur nichts; ihr gewinnt noch dazu. Was ihr bisher auf so unnöthige Sachen verwendet habt, können und wollen wir jetzt zum Besten unsrer armen Mitbrüder verwenden, und dann seyd ihr nicht um die Brüderschaft gekommen, sondern ihr habt erst die rechte Brüderschaft bekommen. Die Liebe macht uns zu Brüdern und Schwestern, nicht die Wachskerze, nicht der Brüderschaftsstab.“ Als das Verbot des Wetterläutens ungünstige Eindrücke machte, sah Heggelin der Schwachheit der

Men-

Menschen in so weit nach, daß er, statt des anhaltenden Wetterläutens, bey herannahenden Gewittern ein paar Glockenzüge zu thun erlaubte, als Aufforderung der Gemeinde zum Ernst und zur Anbetung der Gottheit. Und als er darüber von der Obrigkeit zur Verantwortung gezogen wurde, zeigte er, wie nützlich ein solches Glockenzeichen schon als feyerliche Aufforderunge sey, sich bereit zu halten, um im Fall des Einschlagens und Zündens zur Hülfe bereit zu seyn, und er veranlaßte durch diese Vorstellung einen neuen Befehl, worin das vorgeschrieben wurde, was er für sich schon eingeführt hatte. Als Leopold dem Volk seine alten Gebräuche zurückgab, verlas auch Heggelin den Befehl von der Kanzel, jedoch mit dem Zusatz: „Diese Nachsicht ist bloß für Schwache, Unverständige und Ungehorsame: ihr seyd keine schwache, ihr seyd verständige, im Gehorsam bewährte Christen: Euch geht also der Befehl nicht an.“ Und die Folge war, daß die Gemeinde zu Warthausen an Josephs Verordnungen festhielt, während die Umgegend zu dem alten Aberglauben zurückkehrte.

In

In allen kirchlichen Ceremonien und Einrichtungen wußte er den Geist von dem Buchstaben zu sondern. Der Jubiläumsablaß war ihm ein wichtiger Anlaß, auf das Volk zu wirken. „Der Mensch, sagte er, muß Gewissensruhe suchen; dann ist er erst für die Wahrheit, die ihn zur Ruhe bringt, empfänglich. Der Hungrige weiß das Brod, das die Kinder wegwerfen, zu schätzen. Ein Jubiläumsablaß schreckt große Sünder auf, daß sie Ruhe suchen.“ Höchst vernünftig erklärte er sich in einer Predigt also über das Jubeljahr: „Einst war es Nachlaß der Kirchenstrafen, die den öffentlichen Sündern auferlegt waren; jetzt ist es die feyerlichste Aufforderung zur sittlichen Besserung der Menschen und eine herzandringende Bußpredigt durch die ganze katholische Kirche. — Viele halten zu viel auf den Jubelablaß, einige vielleich auch zu wenig. Die zu viel davon halten, sollen bedenken: wo 1) nur Sünden erzählt und zusammengezählt werden, wo 2) keine Herzensreue, kein ernster Besserungsvorsatz, keine wirkliche Sinnes- und Lebensänderung, und wo 3) keine Vergütung des zugefügten Schadens, des gegebenen Aergernisses ist, da

da ist keine Sündenvergebung. Die zu wenig davon halten, stoßen sich an Sachen, die ihnen nicht nöthig scheinen, und wohl auch entbehrlich seyn mögen, und doch Gutes stiften können. Sie fragen 1) warum so viel Außerordentliches? Bedarfst du es nicht, so bedürfen es vielleicht andre. 2) Warum währt das Jubiläum gerade sechs Wochen? Damit den Erfordernissen deiner und fremder Bequemlichlichkeit genug gethan, damit den vielen Bedürfnissen Vieler entsprochen werden könne. 3) Warum so vieles Umherlaufen in den Kirchen? Dieses sollte in den gerührten Gemüthern ein öffentliches Bekenntniß der Sünden und für die Kalten ein Erweckungsmittel werden. 4) Warum schon wieder Almosen? Weil es noch immer Arme giebt, die deiner Hülfe, und noch viele Reiche, die einer Aufmunterung zum Geben bedürfen."

Er wünschte sehr, daß das Brevier als ein breviarium sapientiae christianae eine bessere Einrichtung erhalten möchte, daß die Legenden ausgemustert, die Psalmen besser gewählt, neue verfertigt, die Ueberbleibsel des Chorgesangs weggewischt, daß nur classische Stellen aus den Kirchenvätern eingeschaltet, unrichtige Schriftauslegungen verbannt

und

und die Gewissensfolter der Casuistik, auch in dieser Sache, abgeschafft werden möchte. Weil diese Verbesserungen nicht in seiner Macht standen, so begnügte er sich, sie durch Vorschläge zu befördern; er forderte einen Freund auf, einen Plan zur Verbesserung des Breviers zu entwerfen, und sandte dessen Entwurf nach Maynz. Unterdeß benutzte er, von dem Mangelhaften wegsehend, dennoch das Brevier bey seinen Gebeten. „Ich steige, sprach er lächelnd, bis die neue Leiter fertig wird, auf der alten zu Gott auf; denn das Aufsteigen ist doch die Hauptsache und mühsam; das Niedersteigen zu guten Thaten unter seines Gleichen ist denn schon leichter und macht sich wie von selbst."

Außer den von der Kirche vorgeschriebenen religiösen Uebungen schuf er noch einige besondre moralisch-religiöse Feyerlichkeiten, um desto mehr Saamen des Guten auszustreuen. Dahin gehörte die Hausweihe oder die besondere Art, wie er neuerbaute Häuser einsegnete. Der Pfarrer erschien mit dem Evangelium und Ritual in der Hand; der Hausvater mit einer brennenden Kerze, die Hausmutter mit dem Weihwasser. So gieng der Zug durch alle

Ge-

Gemächer des Hauses, und in jedem Gemach wurden gute Lehren gegeben, was da zu thun und zu lassen, um den Leib gesund, das Gewissen rein, das Vermögen schadenfrey zu erhalten. Nun wurde jede Stelle durch Gebet und Einsegnung geheiligt. Am achten Tage nach Ostern brachte nach seiner Einrichtung jeder Hausvater die Communionzettel aller seiner Hausgenossen, mit dem seinen, in das Pfarrhaus; jeder legte einzeln dem Beichtvater Rechenschaft von dem sittlichen Verhalten seiner Hausgenossen ab; jeder bekam, nach seinen und der Seinigen Bedürfnissen, die passendsten Zurechtweisungen, Tröstungen und Warnungen. Alle, deren Vergehungen in der Gemeinde offenbar wurden, mußten sich, nachdem sie vor der weltlichen Obrigkeit gestanden hatten, im Pfarrhause einfinden, wo er nichts unterließ, sie zur Selbsterkenntniß und zur Reue zu führen. Gewöhnlich war die Folge, daß sie ihr ganzes Herz vor ihm ausschütteten, ihn ihre ganze Beichte anzunehmen, und sie mit Gott und ihrem Gewissen vollends auszusöhnen baten. Der Schlußtag des Jahres war für seine Gemeinde ein Fest, an welchem er in einer kurzen Rede einen Blick

in die Vergangenheit, und einen in die Zukunft warf und sein Volk lehrte, dieses Fest der Menschheit mit Menschenliebe zu feyern. Alle giengen nun um den Choraltar, und brachten, so wie er selbst, ihre Gaben für die Armen auf demselbigen dar, damit die Elenden des neuen Jahres auch froh werden konnten.

Nach dem Wunsch seiner Herrschaft übernahm er das beschwerliche Amt eines Capitul-Cämmerers, dem er an dreyßig Jahre mit Würde, Pünktlichkeit, Gewissenhaftigkeit und Uneigennützigkeit vorstand. Als Kämmerer hatte er mit dem Decan des Capituls bey Sterbefällen der Capitularen als executor natus das Testament zu vollziehen. Weit gefehlt, an seine Diäten zu denken, strengte er sich in solchen Fällen durch unausgesetztes Arbeiten den ganzen Tag hindurch an, das Inventarium und dann die Vertheilung oder Veräußerung der Verlassenschaft in der möglich kürzesten Zeit, mit den möglich kleinsten Kosten, und zur möglich besten Zufriedenheit der Theilnehmer zu Stande zu bringen. Die Würde eines Capitul-Decans, die ihm seine Mitcapitularen zugedacht hatten, wandte er von sich ab auf

den

den wirklichen Decan, unter andern, weil durch Nebenämter gar zu oft das Hauptamt leide, für das man doch besoldet werde, und für welches man die genaueste Rechenschaft abzulegen habe. „Wer, setzte er hinzu, durch höhere Gründe nicht gedrungen ist, eine Würde zu tragen, thut besser, wenn er in der Classe der Gemeinen sich vervollkommnet. Ein guter Pfarrer ist zehnmahl mehr werth als ein schlechter Decan.“

Auch in seinen Privat- und häuslichen Verhältnissen zeigt sich Heggelin stets als ehren- und achtungswerthen Mann. In den ersten Jahren seines Pfarramtes hatte er durch seine eignen nächsten Verwandten und seine Mutter, die er zur Besorgung der Hauswirthschaft angestellt hatte, viel Verdruß, indem die Wirthschaft von ihnen vernachlässigt, und er selbst durch sie verschrieen wurde. Er sah sich daher genöthigt sich von ihnen zu trennen, und nahm eine mehr als vierzigjährige Wittwe als Haushälterin an. Hier hatte er das neue Mißgeschick, daß er von übelgesinnten Menschen eines verdächtigen Umgangs beym Bischof von Constanz angeklagt wurde, von welchem Verdacht er sich vor der bischöflichen Commission vollkommen

Digitized by Google

men reinigte, aber doch die Person entließ, die einmal Veranlassung zu der Verläumdung gegeben hatte. Jetzt erhielt er eine sehr redliche und treue Haushälterin und Köchin, welche drey und dreyßig Jahre bey ihm unverdrossen diente, immer zu seinem Vortheil handelte, sich in seinen bisweilen aufbrausenden Humor schickte, aber auch von ihm gut besoldet und in seinem Testament wohl bedacht wurde.

Sein Pfarrhaus war einfach und anständig meublirt. Für die größte Zierde desselben achtete er seine auserlesne Büchersammlung aus allen Fächern, die für ihn Interesse hatten. Sie gewährte ihm die angenehmste Erholung, die lehrreichste Unterhaltung. Seinen Vorsatz, sie zu einer ewigen Hausbibliothek des Pfarrers in Warthausen zu bestimmen, mußte er zuletzt nähern Pflichten aufopfern.

Er stand im Sommer mit Tagesanbruch, im Winter um vier Uhr auf. Seine Ordnungs- und Reinlichkeitsliebe gieng so weit, daß er, um alles sogleich im Reinen zu haben, sich sein Bette selbst machte, das Zimmer auskehrte, jedes Stäubchen von Tischen und Commoden abstäubte, und dann die Fenster

ſter der friſchen Luft öffnete. Denn der Genuß der reinen, friſchen Luft und der ſchönen Natur ſtand bey ihm in hohem Werthe. Als daher ein Biſchoff ſein Pfarrhaus lobte und nach dem Ertrag der Stelle fragte, gab er zur Antwort: „Sie trägt im mäßigen Anſchlag 2280 Fl. Die Ausſicht aus dieſem Fenſter iſt tauſend und die aus jenem auch tauſend Gulden werth. Das Uebrige bekomme ich in baarem Gelde.“

Sein Tiſch war, hatte er keinen Gaſt bey ſich, äußerſt frugal; ſein Frühſtück Thee; ſein Tiſchtrank klares Waſſer; ſein Abendtiſch oft nur eine Schale Milch.

Dem Gebet und der Betrachtung waren die erſten Stunden des Tages, die er nur ſein Morgenbrod nannte, gewidmet. Die Gebete, wozu man dreymal des Tages mit dem Geläute zuſammen zu rufen pflegt, verſäumte er nie. „Es fehlt immer etwas, ſagte er, wenn der Pfarrer nicht da iſt.“ Er glaubte an die Kraft der Fürbitte, und verſäumte ſie keinen Tag. Fiel ihm im Gebet bisweilen ganz unvermuthet der Name eines Freundes, an den er lange nicht gedacht hatte, ein, ſo machte ihm dieſes Ereigniß aufmerkſam. Er fieng von dem Zeitpunkt an,

täg-

täglich mit besonderm Fleiße für diesen Freund zu beten, und — bald kam die Nachricht von dem Tode des Freundes an.

Die Zeit, die er von seinen vielen Amtsgeschäften abmüßigen konnte, und die ihm sein ausgebreiteter Briefwechsel und die häufigen Besuche, welche er erhielt, übrig ließen, wurde der Lectüre gewidmet. Die Bibel und Thomas a Kempis von der Nachfolge Christi waren seine Lieblingsbücher. Durch die gelehrten Zeitungen erhielt er sich in Bekanntschaft mit allen Erscheinungen und Umwälzungen in der Litteratur, ob er gleich selbst kein Partheygänger, kein Freund der ewig wandelnden Systeme und Philosophien war.

Die letzte Zeit vor dem Schlafengehen wurde immer der Musterung seines Tagewerks, der Triebfedern seiner Handlungen, seiner Neigungen ꝛc. gewidmet. Nie durfte er sich alsdann sagen: Ich habe diesen Tag verlohren!

Zu seinen einfachen und natürlichen häuslichen Freuden gehörte der Umgang mit Thieren. Wenn die gewöhnlichen Menschen vornehm und gleichgültig auf die thierische Schöpfung herabzusehen pflegen, so ist es dagegen feiner organisirten und zärter füh-

len-

lenden Menschen eigen, ihr Wohlwollen, ihre Fürsorge und Theilnahme auch auf diese Wesen zu erstrecken, die selten undankbar, gemeiniglich das Gute, was wir ihnen erzeugen, durch verdoppelte Anhänglichkeit, Treue und Zärtlichkeit belohnen. Im genauern Verkehr mit diesen Geschöpfen lernt der Mensch eine Menge rührender Eigenschaften in ihnen entdecken, ihre Sprache verstehn und auf sie wirken. Ein sanfter und liebreicher Umgang mit den Hausthieren macht diese selbst sanft und fromm, und man erzählt von einem biedern Schweizer Bauersmann, der mit seiner Familie und seinem Gesinde ein Muster von Friedfertigkeit und Frömmigkeit war, daß sich auch sein wohlgenährtes und gut behandeltes Vieh in der ganzen Gegend durch stilles, frommes Wesen ausgezeichnet habe. So sammelten sich auch allerley Thiere, vierfüßige und Geflügel, um den gutmüthigen Heggelin, und alle, die in seinem Kreise lebten, waren gutartig und hatten ihn lieb. Mochte ihm in dem, was er von ihrer Sprache — er sprach mit ihnen und glaubte von ihnen verstanden zu seyn — und von ihren Eigenschaften mit beredtem Munde erzählte, seine Einbildungskraft manchen

Streich

Streich spielen, man wird nicht ohne Interesse lesen, was Sailer aus dessen Munde über sein Thiervölkchen S. 261. f. f. erzählt.

Heggelin's Aeußeres war ein Abdruck seines Innern; Ernst und Freundlichkeit, Festigkeit und Liebe war in seiner Miene, in seinem ganzen Wesen und Thun ausgedrückt. In seinem Angesicht lag etwas von Verklärung, von Himmel. Die Freundlichkeit des Ernsten zog die Bessern an, und der Ernst des Freundlichen hielt die Schlechten in Schranken. Er war ein gastfreyer Wirth, ein gefälliger und heiterer Gesellschafter, der Allen Allerley zu seyn verstand. Im Kreise esoterischer Freunde that sich seine ganze schöne Seele auf. Ein jüngerer Freund, der eine Zeitlang um ihn zu seyn das Glück hatte, schrieb für sich eine Anzahl von geistreichen Gedanken und Einfällen nieder, die dem Munde des praktischen Weisen entflossen waren. Hier einige derselben:

Der Thautropfen im Sonnenstrahl.

„Kann das kalte Wasser durch die Sonne so schön und so glänzend werden: wie

licht-

lichthelle muß nicht der Menschengeist — Gottesbild — durch Vereinigung mit Gott werden können? Spiegelt sich die Sonne so schön im Wassertropfen: wie schön muß sich die ewige Liebe im hellen, reinen Menschengeiste spiegeln? Alles Schöne ist doch nur ein Fingerzeig auf das Urschöne; alles Gute nur Pfand des Besten."

Vorliebe für Sylben in Sachen der Religion.

„Wenn die Sylbe deinen Bruder ärgert, warum lässest du sie nicht weg; und wie oft ist es nur Sylbe, was deinen Bruder ärgert?"

Das Sylbenstechen.

„Wenn aber der Inquisitor Sylben sticht, um aus den Buchstaben Ketzereyen zu erkünsteln, und aus erkünstelten Ketzereyen Todesverbrechen zu erzwingen: so ist es hohe Zeit, daß die rechtmäßige Gewalt des Fürsten die unrechtmäßige Gewalt des Priesters beschränke, und das Lamm aus den Klauen des Wolfes rette."

Gebetläuten.

„Es ist doch schön, daß uns die Kirche, dreymal im Tage, an Gott erinnert. Zwar leben, weben und sind wir alle in ihm: aber mancher vergäße doch, ohne diese Erinnerung, sein Herz zu dem zu erheben, von dem alle gute Gabe kommt, an den zu denken, in dem er lebet, webet und ist. Die Kirche thut also wohl, wenn sie ihre Anstalten auf die Sinnlichkeit des vernünftigen Menschen und auf die Gebrechlichkeit des Sinnlichen berechnet.“

Institutenhaß.

„Es sind Anstalten genug in der Welt, die dem Thiere in uns aufhelfen; mir ist jede Anstalt willkommen, die dem Geiste in uns aufhilft, oder auch nur aufzuhelfen den ehrlichen Versuch wagt. Es giebt jetzt ein Riesengeschlecht, das fast gegen alle stehende Anstalten, die dem Geiste aufhelfen sollen, Sturm läuft. Natürlich: als Riesen berühren sie den blauen Himmel oben mit der Spitze ihres Fingers — wir andere bedürfen Leitern, Gerüste — Institute.“

Aber:

Aberglaube.

„Was uns von dem lebendigen Gott ab- und zu todten Götzen hinwendet; was uns vom lebendigen Geiste ab- und zum Cadaver der Form hinhält, ist schädlicher Aberglaube, den man wie die Pest behandeln muß. Mancher Aberglaube war indeß in den Bessern, die ihn veranlaßten oder begünstigten oder benutzten, wohlthätige Absicht, obgleich den Unmündigen — krasser (oft tödtender) Buchstabe. So wollten vielleicht gutmüthige Eltern ihre Kinder vor nächtlichem Auslaufen und Umherschwärmen bewahren. Durch Vernunft vermochten sie es nicht. Sie nahmen also ihre Zuflucht zur Gespensterfurcht: „Geht nicht hinaus; es spuken Geister draußen.“

Feyertage — Arbeits-Scheu.

Zwingen kann die Herrschaft den Bauer wohl nicht, daß er an abgeschafften Feyertagen arbeite, wenn er nur seine Abgaben entrichtet. Das Beyspiel des Pfarrers und die Beyspiele angesehener Bauern, die er etwa des Bessern überzeugen kann, mögen da das meiste wirken, was auf der Stelle gewirkt werden kann. Die Bauern, Knechte und Mägde, auch die Handwerksgesellen, sind

im Grunde wie die Studenten, sie lassen sich ihre Vacanztage, ihre Ferientage ungern nehmen. Die jungen Füße laufen gern — zur Freude, und an Feyertagen ist freyes Laufen zur Freude — an Arbeitstagen nur schwerer Gang zum Tagewerke. Die Feyertage (die überflüßigen, die es verdienten, aus dem Kalender und aus dem Herzen der Christen verdrängt zu werden) sind also nicht blos in unrichtigen Vorstellungen, wie einige Gelehrte glauben, sie sind in den Neigungen der Menschen gewurzelt, wie die Ungelehrten wohl wissen: darum sind sie durch unbewaffnete Belehrungen der Pfarrer und durch bewaffnete Befehle der Fürsten nicht so leicht vertilgbar. Sie sind in den Neigungen gewurzelt, und nicht blos in der muntern Neigung zur springenden Freude; sie sind auch gegründet in der ernsten Neigung zum Erwerbe. Der Becker, der Brauer, der Krämer, der Fleischer, der Färber, der Handwerker jeder Gattung, hoffen die Summe ihres Vermögens zu vergrößern, wenn der Feyertag das Landvolk in die Städte und Märkte lockt. Es ist nicht blos Aberglaube, was die Menschen für die vielen Feyertage einstimmt; es sind die Neigungen

gen

gen der Menschen, die den Feyertagen ihr Reich verewigen. Und diese Neigungen haben gute Ruhe vor jenen Verbesserern, die meistentheils ihr Wesen in dem Felde der Vorstellungen treiben und es den Neigungen frey stellen, sich nach den neugemachten Vorstellungen zu richten; welches die Neigungen wohl bleiben lassen. Demnach greifen manche unsrer wohlmeinenden Reformatoren die Sache am unrechten Ende an, indem sie die Finsterniß zur engen Thüre des Kopfes hinausjagen wollen und sie bey der großen Herzenspforte wieder herein lassen, oder besser, ruhig im Herzen schalten und walten lassen."

Heggelin, der Vielgeliebte und Verehrte, hatte doch auch seine Gegner und Verfolger. Er wagte es ja anders als die Menge zu seyn und zu handeln; er entlarvte die Scheinheiligkeit, und drang auf Heiligkeit des Herzens und Wandels, und auf Verehrung Gottes im Geist und in der Wahrheit; er ehrte die frommen Institute der Kirche, aber der krasse Aberglaube, mönchische Faulheit und Laster, und das Maschinenartige in dem Religionswesen fand bey ihm keine Freystätte. So ward auch er häufig gelästert und verketzert. Die Ordens-Geistlichen sahen ihn

als

Digitized by Google

als ihren Feind an, und er rächte sich durch Wohlthun. In einem strengen Winter, in welchem großer Holzmangel herrschte, schickte er mehrere Wagen mit Holz in ein benachbartes Mendikanten-Kloster, verbot aber den Bauern, den Namen des Gebers zu nennen. Die Bauern wurden im Kloster gespeist und ihrer reichen Allmosen wegen gepriesen, aber ihr Pfarrer, „als ein Mann, der die armen Bettelmönche hasse, verfolge, und ihnen, wenn es anders in seiner Gewalt stünde, das Betteln und das Essen ganz untersagen möchte," scharf mitgenommen. Hier konnten die Bauern nicht länger mehr an sich halten. Vom Tisch aufstehend riefen sie: „Der, den ihr schmähet, ist nicht euer Feind, sondern euer Wohlthäter; er ist es, der euch das Holz zuschickt," und somit giengen sie ihres Weges. Einst hielt ein elender, unwissender Priester eine Wallfahrtspredigt, die er sich hatte machen lassen, worin von Heggelin ein Zerrbild mit sehr stark aufgetragnen Farben aufgestellt und er in den untersten Abgrund verdammt wurde. Heggelin saß ruhig unter den Zuhörern, wie einst Socrates in der Schaugebung der Wolken des Aristophanes.

Wie

Wie wenig ihn die Anfeindungen des Unverstandes oder des bösen Herzens außer Fassung brachten, trugen sie doch wohl das ihrige, in Verbindung mit andern unangenehmen Erfahrungen, dem Verfall der Sittlichkeit und Religiösität, dem revolutionären Geist der Zeit, dem Wirken der geheimen Orden, und mit seiner sich einstellenden Kränklichkeit, bey, seine heitre Stirn allmählich zu umwölken und sein Gemüth mit einer finstern Stimmung einzunehmen. Man beklagte, daß eine krankhafte Reizbarkeit, daß Mißtrauen, daß eine schwarze Ansicht der Welt immer mehr bey ihm überhand nehmen, und daß diese Sinnesart die Uebel seiner letzten leidensvollen Tage vermehrte, und ihm selbst die Tröstungen der Freundschaft und der Theilnahme raubte, weil es ihm vorkam, als meinten es Wenige mehr redlich mit ihm!

Der letzte Krieg ward auch für ihn eine Quelle vielfachen Elends. Sein Haus ward bey der ersten Vorrückung der feindlichen Heere siebenmal geplündert, und sein Viehstall bald darauf durch die Seuche, bis auf eine einzige Kuh, ausgeleert. So lange der Krieg währte, lagen schwere Lasten von Kriegssteuern und Requisitionen auf seinem Nak-

Nacken. Bey dem wiederholten Anrücken des Feindes im May 1800 suchte er einen Zufluchtsort im Schlosse seiner Herrschaft, wo er einen Monat gütig verpflegt wurde. Bey der Rückkehr in das Pfarrhaus fand er überall Spuren des Krieges, Hausrath und Betten verdorben, zerschnitten, Bücher, Hornvieh, Alles geraubt. Jetzt kam noch ein peinliches und kostspieliges Krankenlager mehrerer Monate hinzu. Und von diesem erholte er sich nur etwas, um von Neuem — zum letztenmal — krank zu werden. Mit einem Körper, in dem die Wassersucht überhand genommen hatte, verrichtete er doch wieder Amtsgeschäfte. Bey sehr schlechter und kalter Witterung warf er sich an einem Freytage nach geendigtem Gottesdienst in den Wagen, um einen Sterbenden auf einem seiner Filialorte zu besuchen. Krank und elend kam er zurück; las noch mit sinkenden Kräften den folgenden Morgen Messe, mußte sich aber nach Hause führen lassen, um dasselbe nicht mehr zu verlassen. Mehrere qualvolle Monate brachte der Wassersüchtige auf dem Lehnstuhle sitzend zu, weil er liegend in Gefahr gewesen wäre, zu ersticken. Hier übte er sich in der Geduld, betete, dictirte und schrieb,

schrieb, beym Nachlaß seiner Schmerzen, Briefe an seine Freunde. Seine Körperleiden wurden noch gar sehr durch seine, vom Mißgeschick der letzten Jahre und von seiner langwierigen Krankheit zerrütteten ökonomischen Umstände vermehrt, und es würde ihm sogar an dem Nothwendigsten gefehlt haben, hätte er es nicht itzt über sich erhalten, gegen seine sonstige Maxime: daß „Geben seliger als Nehmen" sey, die Unterstützungen einiger edlen Freunde anzunehmen. Die Universität zu Freyburg sandte ihm zweymal ein Geschenk, jedesmal zehn Luisd'or, zum Zeichen ihrer Zufriedenheit mit seiner Amtsführung. Ein edler Pfarrer schickte zweymal hundert Gulden, und würde seine Freygebigkeit fortgesetzt haben, wenn der Tod den armen Leidenden nicht endlich in der Nacht den 30. April 1801 ausgespannt hätte. Eigenhändig schrieb er noch am letzten Abend an den zwey und neunzigjährigen Oheim in Marktdorf, und schloß so: „Das Röcheln nimmt mir allen Schlaf, Gott will mich mit dem Tode recht bekannt machen, und die Freunde wollen es mit ihrem Gebete erzwingen, daß er mich länger leben lasse. Ich will nur: Fiat voluntas tua, Domine! Hand und

Kopf

Digitized by Google

Kopf kann nicht mehr: also bleibt es bey Dank und Liebe Ihres ewigen Schuldners.“ Nachdem er dies geschrieben, saß er erschöpft da. Seine Angst vermehrte sich. Die treue Wärterin sprach ihm zu. Er rief: Herr, führe uns nicht in Versuchung, und blieb nun bis zum letzten Athemzuge stille.

Die Guten sterben nicht; sie schlummern nur!

Fri-

Digitized by Google

Friedrich von Hardenberg,

Churſächſiſcher Salinenaſſeſſor und deſignirter Amtshauptmann in Thüringen.

geb. d. 2. May, 1772.
geſt. d. 25. März 1801. *).

Wenn man von einem Menſchen ſagt: „Er hat Genie“: ſo will man damit gemeiniglich die Anlage des Geiſtes bezeichnen, Wiſſenſchaf-

*) Dies Denkmal ſetzt der ehrwürdige Kreisamtmann Juſt in Tennſtädt, im Churſächſiſchen Thüringen, der ſeltenen Freundſchaft, die ihn mit dem unvergeßlichen Novalis verband. Der Herausgeber des Nekr. fügt für ſolche, die dieſen hohen Genius bis dahin nur dem Namen nach kannten, einen Nachtrag bey.

Digitized by Google

schaften oder Künste mit Leichtigkeit zu bearbeiten und in ihnen etwas nicht Gemeines zu leisten. Glaubt man, daß diese Anlage nur auf eine besondere Kunst oder Wissenschaft gerichtet ist: so sagt man im Besondern: „Er hat poetisches, mathematisches ꝛc. Genie.“ Wenn man ihm aber diese Anlage für Wissenschaften und Künste überhaupt zueignen will: so sagt man im Allgemeinen: „Er hat Genie.“ — Eine weit höhere Naturanlage will man in demjenigen bezeichnen, von dem man sagt, „daß er ein Genie sey. Wendet man dieses auch nur bestimmt auf einen Gegenstand an; „er sey ein philosophisches, mahlerisches, technisches, mathematisches Genie:“ so soll dieses unstreitig so viel heißen: „Alle Fähigkeiten seines Geistes scheinen von der Natur dahin gerichtet zu seyn, um eben diese bestimmte Kunst nnd Wissenschaft zu treiben, und sich in derselben als Erfinder und Virtuose vor Andern auszuzeichnen.“ Sagt man endlich im Allgemeinsten: „Dieser Mensch ist ein Genie“: so glaube ich, daß man diesem Ausdruck füglich keinen andern Sinn unterlegen kann und soll, als den: „Dieser Mensch besitzt vorzügliche Fähigkeiten des Geistes, um in jeder

Kunst

Kunst und Wissenschaft, die er treiben wird, als selbstthätiger Erfinder und Virtuose zu erscheinen; er besitzt die Kraft, jedes Wissenswerthe mit Leichtigkeit zu lernen, mit Tiefe zu ergründen, mit Festigkeit zu behalten, mit Weisheit zu ordnen, mit Scharfsinn zu beurtheilen; gleiche Stärke aller Geisteskräfte, gleiche Kraft sie anzuwenden; gleiche Gewandtheit sie auf den oder jenen Gegenstand zu richten, gleiche Lust und Liebe, sie zu gebrauchen."

Ich habe mir diesen Begriff jenes Ausdrucks von dem jungen Mann abgezogen, den ich mehrere Jahre seines kurzen Lebens, aber gerade diejenigen, wo sein Geist reifte, genauer zu beobachten Gelegenheit hatte, an Friedrich von Hardenberg.

Und wenn man gemeiniglich den Genies den Fehler zuschreibt, daß sie nur oberflächlich sind, daß sie nicht stet bey einem Gegenstande halten, daß sie die ernsten Gegenstände des menschlichen Wissens den gefälligern nachsetzen, daß sie in ihren Ideen leben, und sich zur practischen Anwendung nicht bequemen wollen: so war dieses mit Hardenberg nicht der Fall. Alles wollte er gründlich und wissenschaftlich erlernen, und keinen

Ge-

Gegenstand des menschlichen Wissens schloß er davon aus. Dabey gewöhnte er sich auch zum practischen Leben, und scheuete die mühsame Erlernung des Details und Kleinigkeiten nicht, die ein guter Praktiker nothwendig kennen und anwenden muß. Und mit dem Allen verband er ein für alles Gute und Schöne, besonders für Natur, Freundschaft und Liebe empfängliches Herz, welches mit seinem Geiste in dem besten Einklang stand, so daß er weder über der Ausbildung des Geistes, die des Herzens vergaß, noch sein Kopf mit dem Herzen davon gieng; und daß er auch an Andern Kopf und Herz richtig zu würdigen und zu unterscheiden wußte.

Sein früher Tod schien daher Allen, die ihn genauer kannten, ein wahrer Verlust für die Wissenschaft und für die Menschheit zu seyn. Unstreitig hatte die liberale, vielseitige, oft veränderte, und oft heterogene Erziehung, die er genossen hatte, zur Ausbildung seiner trefflichen Naturanlagen viel beygetragen. Im Adelstande gebohren, der Sohn eines guten, verständigen, angesehenen und wohlhabenden Vaters, noch verwandt mit Männern, die Geburt, Würde, Vermögen, Verbindungen, Geistesgaben und Kenntnisse über

an-

andre erhoben hatten, waren ihm alle die Vorzüge früh zu Theil geworden, die daher fließen können, ohne daß die damit verbundenen Nachtheile vorzüglich auf ihn gewirkt hätten. Denn, ohne die bürgerliche Verschiedenheit der Stände zu verkennen, machte sein freyer denkender Geist doch nur einen Unterschied zwischen der gebildeten und der ungebildeten Menschenklasse aller Stände. Und dem Adel eignete er nur zwey Vorzüge zu, den der Gastfreundschaft, und den der Liberalität in Gesinnung und Erziehung; welche letztere ihm besonders so wohlthätig gewesen war.

Am 2. May 1772 in Wiederstedt, einem Familiengute in der Grafschaft Mannsfeld gebohren, zeichnete er sich in seinen ersten Jahren gar nicht aus. Kränklich am Körper, schlummerte auch sein Geist. Seine nur um ein Jahr ältere Schwester, mit welcher er erzogen ward, und die er, wie seine beyden auf ihn folgenden Brüder, mit inniger Anhänglichkeit liebte, lernte absichtlich die Elemente der Wissenschaften, um ihn zum Mitlernen aus Liebe zu ermuntern. Und es gelang. Der fromme Sinn, der im elterlichen Hause herrschte, hatte früh bedeutenden Ein-

Einfluß auf ihn, wiewohl er erst in den letzten Jahren seines Lebens seine volle Wirkung äußerte. Seinem unermüdet thätigen Vater, der mit rastloser Geschäftigkeit immer zu wirken strebt, und dem die Pflichten seines Berufs und die der Menschenliebe über alles heilig sind, erlaubten seine mannichfachen, zum Theil auswärtigen Geschäfte nicht, die Erziehung seines Erstgebohrnen selbst zu besorgen. Was die Mutter, deren fromme Stimmung mit der des Vaters harmonirte, und an der unser Friedrich mit kindlicher Liebe hieng, selbst und durch ihre älteste Tochter in den ersten Jahren der Kindheit angefangen hatte, das sollten nun Hofmeister fortsetzen und vollenden. Vom 9. Jahre an, nachdem er eine schwere Krankheit überstanden hatte, erwachte sein Geist; in den gelehrten Sprachen und in der Geschichte schritt er besonders mit starken Schritten vorwärts; Gedichte und Mährchen waren seine Lieblingserholung; und seine drey ältern Geschwister sein einziger Umgang. Seine Eltern waren in Sinn und Meynung Freunde der Brüdergemeine, und fühlten sich dabey gut und glücklich. War es ihnen zu verden.

denken, daß sie dieses Guth auf ihre Kinder vererben wollten?

Mit der ältesten Tochter ward ihr Wunsch erfüllt; nicht so damals mit dem ältesten Sohne. Er sollte von dem Prediger zu Neudietendorf — einer Herrnhutschen Colonie zwischen Erfurt und Gotha — in der christlichen Religionslehre unterrichtet werden. Sein kindlicher Sinn, sein ästhetisches, auch wohl frommes Gefühl hätte dabey seine Rechnung gefunden. Aber sein nun erwachter hochemporstrebender, nach Selbstständigkeit und Wissenschaft ringender Geist, wie konnte er sich in die engen Grenzen beschränken lassen, die hier der Glaube dem Forschen und Wissen setzt?

Weit willkommener mußte dem reifenden Jüngling der Aufenthalt in Luclum bey Braunschweig seyn, wo er bey seinem Oheim, dem Landcomthur von Hardenberg, ein Jahr verlebte. Dieser Mann besaß in sich einen gebildeten Verstand und eine große Masse wohlgeordneter Kenntnisse; um sich eine treffliche Sammlung der besten und neusten Schriften aller Art. Dieses beydes, und seine Verbindung mit großen, weisen, und guten Männern, seine tiefe aus

Erfahrung geschöpfte Weltkenntniß, sein feiner Ton, die Achtung in der er lebte, Alles dies half gewiß diesem Jüngling ungemein zu seiner frühen vielseitigen Ausbildung. Denn er war dabey selbstständig genug, um von keinem Glanz äußerer Vorzüge und Unterschiede geblendet, überall den Menschen zu sehen, und also auch für sich nur Nahrung des Geistes und Herzens einzusammeln.

Die Zeit kam näher, daß er auf die Universität gehen sollte. Um hierzu gründlich vorbereitet zu werden, ließ ihn sein Vater noch ein Jahr in Eißleben, unter der Anleitung des trefflichen Jani, in den alten Sprachen und denjenigen Kenntnissen unterweisen, deren Verabsäumung man dann auf der Universität und im ganzen Leben nur allzuoft bedauern muß.

Hatte er bisher unter der Aufsicht seiner Eltern, seiner Hofmeister, seines Oheims und Janis gestanden: so trat er nun ganz allein in die akademische Welt. Im Herbst 1790 gieng er zuerst nach Jena; dann mit dem zweyten Bruder, Erasmus, nach Leipzig; endlich nach Wittenberg, wo er im Herbst 1794 seine akademische Laufbahn beschloß. Und es gehörte gewiß mit

zu

zu seiner Bildung, daß er nun überall seinen eignen Gang gieng, ohne von einem Führer da oder dorthin gestoßen zu werden. Er gewann dadurch unstreitig an Selbstständigkeit, eigner Ansicht, freyem Forschen, und schnellen Fortschreiten.

Ein glückliches Zusammentreffen mehrerer günstiger Umstände war für die Ausbildung seines Geistes ungemein vortheilhaft. Die Kantische Philosophie fieng damals an die herrschende und von Reinholden und Fichten in Jena überarbeitet zu werden. Mit Fichte, der von Hardenbergs Vater und einer edlen Frau, deren gebohrner Unterthan er war, auf der Schulpforta und Universität Unterstützung bekommen hatte, ward er genauer bekannt; und sah die ersten elektrischen Funken, die aus diesem Feuerkopfe damals schlugen. Aber auch den in Schelling wohnenden philosophischen Geist ahndete er damals schon, als dieser noch in Leipzig einige Freunde auf seiner Stube über Philosophie belehrte. Ward Hardenberg so ganz mit dem Geiste der critischen Philosophie vertraut, daß man ihn da allein einheimisch zu finden glaubte; so fand auch sein ästhetisch-poetisches Genie in Männern, die Jena und Weimar

in sich vereinigte, reiche Nahrung. Der Zeitgeist brachte aber eben damals auch die Ideen von Freyheit und Gleichheit, von Menschenrecht und dem Grunde der Staatsverfassungen in Umlauf. Darum mußten nun Philosophie, schöne Wissenschaften und Künste, und Politik in diesem Sinn des Worts, seine Lieblingsfächer seyn. Dabey versäumte er indeß nicht, sich besonders in Leipzig und Wittenberg mit der Rechtswissenschaft bekannt zu machen; und er muß nebenbey in der Mathematik und Chemie seine Vorkenntnisse erlangt haben, welches sein nachheriges Studium beweißt.

Von Wittenberg kam er nach Tennstedt, um daselbst nach dem Willen seines Vaters, in das practische Leben geleitet zu werden. Von der Zeit an wurden wir die vertrautesten Freunde, und blieben es bis an seinen Tod. Von der Zeit an kann ich also auch aus eigner Kenntniß über ihn schreiben, da ich vorhin nur aus seinen Erzählungen und aus fremden Zeugnissen reden konnte. Ich sollte sein Lehrer und Führer werden; aber er ward mein Lehrer. Nicht nur, daß ich selbst in denjenigen Fächern, wo ich vielleicht durch Erfahrung und Uebung ihn an Kenntnissen über-

übertraf, alle meine Kraft aufbiethen mußte, um seinem Forschungsgeiste, der sich mit dem Gemeinen, Bekannten, Alltäglichen nicht begnügte, sondern das Feine, das Tiefe, das Verborgene überall aufsuchte, einige Gnüge zu leisten; sondern auch hauptsächlich, daß er mich mit sich fortriß, mich von den Fesseln der Einseitigkeit und Pedanterey, in die ein vieljähriger Geschäftsmann so leicht eingeschmiedet wird, befreyte; mich zu vielseitiger Ansicht desselben Gegenstandes durch sein Sprechen und Schreiben nöthigte, mich zu den Idealen, die seinem Geiste immer vorschwebten, so weit es mir meine Schwerfälligkeit erlaubte, erhob, und den fast entschlummerten ästhetischen Sinn in mir erweckte.

Wer würde es aber vermuthet haben, daß dieser junge Mann, um sich zu einem Geschäftsmann zu bilden, die Mühe nicht scheute, dieselbe Arbeit zwey, dreymal ganz umzuschaffen, bis sie so erschien, als sie, nach meiner Meynung, seyn sollte? daß er sich ganze Seiten von gleichbedeutenden oder abweichenden Wörtern auszeichnete, um die Abwechselung und Präcision des Ausdrucks bey Geschäftsaufsätzen in seine Gewalt zu bekom-

kommen? daß er die gemeinsten Geschäfte des Practikers mit eben dem Fleiße bearbeitete, als diejenigen, die ganz eigends für seinen Geist berechnet waren?

Aber er wollte das, was er seyn wollte, nicht halb, sondern ganz seyn. Nichts trieb er oberflächlich, sondern alles gründlich. Dabey kam ihm die herrliche Anlage, das Gleichgewicht aller Geisteskräfte, und die Leichtigkeit, womit er Alles betreiben konnte, vorzüglich zu statten. Ein neues Buch durchlas er in dem vierten Theile des Zeitraums, den wir andere Erdensöhne dazu nöthig haben. Dann legte er es still bey Seite, als ob er es nicht gelesen hätte. Wenn nun nach Wochen oder Monathen über dieses Buch gesprochen ward; so war er im Stande, den ganzen Inhalt des Buchs zu erzählen, die bedeutendsten Stellen anzuführen, über seinen Werth ein bestimmtes Urtheil zu fällen, und dabey zu sagen: Ob und Warum er es dem oder jenem Freunde zum Lesen empfehlen könne, oder nicht. So las er, so arbeitete er, so studierte er — auch die Menschen. Und so war es möglich, daß er in einem so kurzen Leben das leistete, was er geleistet hat. Von den neusten Schriften

aus

aus den wissenschaftlichen und ästhetischen Fächern, die in sein Gebiet und in seinen Zeitraum gehörten, war ihm nicht leicht eine ganz fremd. Die merkwürdigsten hatte er gelesen und studiert; dabey gelang es ihm, mit mehreren berühmten Gelehrten in persönliche Bekanntschaft zu kommen, auch von manchen die Art und Weise zu kennen, wie sie zu studieren und schreiben pflegten. — Namentlich weiß ich mir dies von Jean Paul und Lafontaine zu erinnern. — Sein liebstes Buch aus dem Gebiet des Schönen war damals 1795 Göthens Wilhelm Meister; diesen kannte er fast auswendig, und ich glaube; man wird es in seinem Ofterdingen vielleicht bemerken, daß Wilhelm Meister sein Liebling war.

Drey Dinge waren es, für die er — damals und wie ich glaube bis an seinen Tod — entschiedene Vorliebe hatte. Consequenz im Denken und Handeln, Aesthetische Schönheit, und Wissenschaft.

Der Vorzug, den er der erstern gab, verführte ihn zuweilen, so daß er, z. B. dem Robertspierischen Schreckenssystem, das er um seiner Abscheulichkeit willen hassen mußte, doch

doch um der Consequenz willen eine Lobrede halten konnte. So gab er auch in seinem letzten Lebensjahre einem frommen katholischen Freunde, der eben mit ihm bey mir war, einen Seelenschmauß, indem er die Consequenz der Hierarchie schilderte, und in dieser langen, langen Schilderung die ganze Geschichte des Pabstthums einflocht, und mit dem ganzen Reichthum von Gründen und Bildern, die ihm Vernunft und Phantasie darboten, der Panegyrist der päbstlichen Alleinherrschaft wurde.

Gleiche Vorliebe hatte er für ästhetische Schönheit. Selbst da sein innerer Mensch noch nicht für das Vernünftig-Heilige der christlichen Religion gestimmt war, selbst da war ihm doch die Bibel, ihrer ästhetischen Schönheiten wegen, lieb und werth; freylich aber konnte er sich auch eben darum in eine solche Religion verlieben, die eine Mutter Gottes, eine Madonna, zur Verehrung darbot.

Fichte hatte dem Worte „Wissenschaft“ eine neue Bedeutung gegeben; und diese hatte viel Werth für meinen Freund. Denn sein Wunsch und Bestreben war, nicht nur Alles, was man bisher Kunst und Wissenschaft

schaft nannte, auf ein Princip zurückzuführen, und so zur wahren Wissenschaft zu erheben, sondern auch alle Wissenschaften und Künste in ein Ganzes zu vereinigen. Denn nach seiner Ueberzeugung bot die eine der andern schwesterlich die Hand, und ein herrlicher Verein verband sie alle. Darum schloß er kein Fach von seinem Forschen und Lernen aus; (So ließ er sich einst in Wittenberg in der Kirchengeschichte ganz eigends unterrichten) und konnte er schon sie nicht alle studieren: So ist doch dieß gewiß schon ein Beweiß seines ausgezeichneten Genies, daß er sie alle studieren, und aus ihnen eine Wissenschaft machen wollte.

Bey dieser Vorliebe für Wissenschaft und ästhetische Schönheit, würde es ihm schwer geworden seyn, sich im 24sten Jahre zu einem praktischen Leben zu entschließen, wenn nicht eben sein ästhetisches Gefühl und sein Sinn für stilles häußliches Glück, den er schon früh im elterlichen Hause eingesogen hatte, ihn dazu bestimmt hätte. Auf einer Geschäftsreise, die er mit mir machte, lernte er ein 13jähriges Mädchen, Sophie von Kühn, kennen; ein Mädchen, das damals schon Charakter, gleich einem Erwachsenen besaß;

besaß; das mit dem Reiz und der Anmuth einer schönen Jugend, Geist und Würde vereinigte, wie sie wenigen zu Theil wird. Dieses liebenswürdige Geschöpf ward seine Madonna; und die Hoffnung ihres Besitzes gewährte ihm die Hoffnung des häußlichen Glücks, das seine Eltern genossen; und dieses konnte er hinwiederum nur dadurch erlangen, daß er sich zu einem bestimmten praktischen Geschäfte einweihen ließ. So kamen seine Wünsche mit denen seines Vaters in Einklang. Die churfürstliche Saline sollte vorerst der Raum seyn, in dem er wirken wollte. Und um darin mit Nutzen wirken zu können, ließ er sich kurz vor seinem Abschied von Tennstedt, in Langensalza von dem berühmten Chemiker, Wiegleb, in demjenigen Theile der Chemie, der ihm eben nöthig war, der Halurgie, unterrichten. Zehn bis zwölf Tage waren es nur, in denen er den ganzen Unterricht gefaßt hatte; und Wiegleb, der gewiß in seinem Fache ein competenter Richter war, nannte Hardenbergs Namen nie anders als mit Ehrerbietung.

Im Februar 1796 trat H. sein Noviciat auf den churfächsischen Salinen an. Bey der Localdirection war sein Vater, der

Berg-

Bergrath Heun, und der jetzige Bergrath Senff angestellt. Jeder zeichnete sich in seinem Fache aus. Der erste durch unermüdliche, angestrengte Thätigkeit, wobey er Zeit, Gesundheit, Vortheil dem Dienste und dem gemeinen Besten aufopferte; Heune, ältestes Mitglied der Direction, durch vertrauliche Bekanntschaft mit der Verfassung, so daß ihn mein Freund das lebendige Archiv der Saline nannte; Senff durch seine vom Publikum längst anerkannte Verdienste um das Salinenwesen überhaupt, und um das Technische desselben insbesondere.

Von allen suchte Friedrich Hardenberg zu lernen. Darum studierte er auch, nach dem Willen seines Vaters, die Kleinigkeiten und Eigenheiten, die in jeder Saline besondere Aufmerksamkeit verdienen, um sich zu größerer Wirksamkeit in diesem Fache vorzubereiten. Sein practisches Leben ließ ihm aber auch Muse genug für die Wissenschaft. Außer dem großen Schatz von Ideen und Kenntnissen, den er in sich hatte, und den er auch von außen durch Bücher und durch schriftlichen Umgang mit Gelehrten vermehrte, bekam er noch eine besondere, freilich aber traurige Veranlassung, in dieser Perio-

de

de oft sein liebes Jena zu besuchen, wo er mehrere seiner gelehrten Freunde, unter diesen vorzüglich Friedrich Schlegel fand.

Denn indeß war seine Sophie erkrankt. Von den äußern Theilen hatte sich ein Geschwür den Weg nach der Leber gebahnt, und die geschickten Operationen und Heilmittel des Geheimen Hofraths D. Stark zu Jena hatten es nicht verhindern können, daß es nicht seinen Gang in das Innere der edlen Theile genommen hatte. Mehrere Monate lebte Sophie mit ihrer Mutter und Schwester, ihrer Heilung halber, in Jena; und hier war es, wo auch seine Eltern das liebenswürdige Mädchen kennen und lieben lernten, und mit elterlicher Anhänglichkeit für sie sorgten. So zog denn nun auch die Liebe unsern H. oft an den Ort, den er sonst nur um der Wissenschaft und Freundschaft willen geliebt hatte.

Sophie kehrte ungeheilt ins väterliche Guth, nach Grüningen, in Thüringen zurück, wo er sie denn auch von Zeit zu Zeit besuchte. Ihre Krankheit hatte ihn indeß veranlaßt, sich mit der Arzneywissenschaft näher bekannt zu machen. Leider aber sagte ihm nun sein eignes Wissen, daß ihre Krankheit den

den nahen Tod zur Folge haben müsse. Immer widersprach ihm sein Herz, welches eine Trennung von ihr unmöglich hielt. Denn der an sich richtige, nur in dieser Allgemeinheit nicht anwendbare Satz: „Was der Mensch will, das kann er“ verführte ihn, zu glauben: „Seine Sophie könne nicht sterben.“ Dieser Streit zwischen Verstand und Herz war noch in ihm rege, als er seine Sophie zum letztenmal besuchte. Die Erfahrung löfete den Streit. Sophie starb den 19. März 1797.

Und hiermit schien sein Lebensplan vernichtet. Er war es aber nicht, sondern nahm nur einen Umweg, eine andere Richtung. Seine ersten Briefe an uns nach Tennstedt zeugten von seiner unsäglichen Trauer, aber auch von dem mächtigen Geist, der selbst in seinem harten Schicksal einen Aufruf zu neuen hohen Gedanken und Ansichten fand. Hier der erste an meine Frau, seine vieljährige Freundin:

„Weißenfels, den 28. März, 1797. — Wie erquickt haben Ihre friedlichen Worte nicht den Lebensmüden! Ich bin es zeither recht gewesen! und nur heute Abend, während ich den Brief an Carolinchen endete,

hat

hat mich zum erstenmal wieder ein Reiz höherer Art erwärmt. Gewiß hab' ich zu sehr an diesem Leben gehangen — und da ist freylich wohl ein gewaltsames Correctif nöthig gewesen. Für Sophien kann ich nicht klagen — Gott hat gewiß recht väterlich an ihr gehandelt; und hat er da nicht nach meinem oftmaligen Gebet gehandelt? Jetzt weiß es Sophie, daß der Wunsch nach ihrem Besitz der zweyte in meinem Gebet für sie war; denn ihre Vervollkommnung, sie selbst, lag mir am meisten am Herzen. Wenn ich klage, so ist es mein Schicksal, das mich verwirrt. Sollte es aber das wohl? — Eine plötzliche Umänderung thut sehr weh. — Es ist gewiß, ich muß meine ganze vorige Existenz vergessen! Die Erde hatte ich so lieb! ich freute mich so herzlich auf die lieben Scenen, die mir bevorstanden. — Das ist nun freylich schwer zu verwinden. Aber sollte der Beruf zur unsichtbaren Welt, diese liebevolle Annäherung zu Gott und dem Erhabensten, was die Menschheit hat, sollte mich die nicht entschädigen können? Entschädigen — klingt mir jetzt noch hart — Sophie weis, wie ich das Wort nehme. — Es bleibt doch alles um

ihrent-

ihrentwillen. Glauben Sie, daß Gott zürnt, wenn ich zu ihm sagen werde: „Vater, ich will nicht mehr murren, ich will alles gern thun, ich will Dich auch recht innig lieben — aber nicht wahr, Du giebst mir auch Sophien wieder? Sie ist gewiß eine Deiner Lieblingstöchter, und da ist Dirs gewiß recht, wenn ich ganz in ihr lebe und mich ewig nach ihr sehne!“ — — Ach er giebt sie mir sicher, so wie er Ihnen einmal Ihren guten Mann *) wieder schenkt und Ihnen auf dieser Welt für Ihre himmlische Güte recht wohl will!“

Hardenberg.

Und an mich schrieb er den Tag darauf, den 29. März, auch aus Weißenfels so:

„Es ist für mich eine bittersüße Bemerkung, daß Unglück unsern Sinn für Freundschaft und Liebe so sehr vermehrt, wenigstens zu vermehren scheint, indem es ihn mehr erweckt. Die Freude des ruhigen Besitzes ist so

*) Den zwey Jahre vorher verstorbenen Professor Nürnberger in Wittenberg, den ersten Gatten meiner Frau, bey dem er so manchen frohen Abend als Student verlebt hatte.

Digitized by Google

so unbemerkt; aber im Gefühl des Verlustes merkt die Seele erst, welche stille Wohlthäterin sie zugleich verlohren hat. Die Sehnsucht nach Sophien hat nach ihrem Tode merklich zugenommen, und mit ihr ist mein Gefühl für Freundschaft merklich gestiegen; Ihre milden Briefe waren eine sehr angenehme Nahrung für dasselbe. Es freute mich, daß Sie, mein erster, ältester, und sicherster Freund, so deutlich den wahren Verlust übersahen, den mir der Heimgang meiner Sophie verursacht. Eine solche Bestätigung meines Gefühls mußte sehr wohlthätige Wirkungen hervorbringen. Die Erinnerung an das, was mir zeitlebens davon bleibt, ist wenigstens ein bedeutender Fingerzeig und doch ein lieblicher Zug im vollendeten Bilde des Trostes. Bisher ist mir dieses nicht erschienen, ob ich wohl seit gestern Abend eine Ahndung seines Kommens habe. Wenn ich bisher in der Gegenwart und in der Hoffnung irdischen Glücks gelebt habe, so muß ich nunmehro ganz in der ächten Zukunft und im Glauben an Gott und Unsterblichkeit leben. Es wird mir sehr schwer werden, mich ganz von dieser Welt zu trennen, die ich so mit Liebe studierte; die Recidive werden manchen bangen Augenblick

blick herbeyführen — aber ich weiß, daß eine Kraft im Menschen ist, die unter sorgsamer Pflege sich zu einer sonderbaren Energie entwickeln kann. — Sie würden Mitleiden mit mir haben, wenn ich Ihnen von den Widersprüchen der zeitherigen Stunden erzählen wollte. In Carolinchens Brief steht manches davon. Ich leugne nicht, daß ich mich vor dieser entsetzlichen Verknöcherung des Herzens — vor dieser Seelenauszehrung — fürchte! die Anlage ist unter den Anlagen meiner Natur. Weich gebohren hat mein Verstand sich nach und nach ausgedehnt und unvermerkt das Herz aus seinen Besitzungen verdrängt. Sophie gab dem Herzen den verlohrenen Thron wieder. Wie leicht könnte ihr Tod dem Ursurpator die Herrschaft wieder geben! der dann gewiß rächend das Herz vertilgen würde. Seine indifferente Kälte habe ich schon sehr empfunden — aber vielleicht rettet mich noch die unsichtbare Welt und ihre Kraft, die bisher in mir schlummerte. — Die Idee von Gott wird mir mit jedem Tage lieber. — Wie würde jemand entzückt, beruhigt seyn, wenn er noch nie von Gott gehört hätte, und er wäre sehr unglücklich und man machte ihn von dieser Idee bekannt! Auf eine ähnliche Weise,

hoffe ich, solls mir gehen. — Freylich mit der Liebe zu den Angelegenheiten der Menschen für diese Stufe ist es aus. Die kalte Pflicht tritt an die Stelle der Liebe. Meine Geschäfte werden eigentliche Offizialgeschäfte. Auch ist mirs überall zu geräuschvoll. Ich werde mich immer mehr zurückziehn. — So wird mir der Schritt ins Grab einmal immer gewöhnlicher. Der Abstand, der mich davon trennt, wird so immer kleiner. Die Wissenschaften gewinnen ein höheres Interesse für mich; denn ich studiere sie nach höhern Zwecken, von einem höhern Standpunkte. In ihnen, in Aussichten auf die unsichtbare Welt, in wenigen Freunden und in Pflichtgeschäften, will ich bis zum letzten Athemzuge leben, der, wie mir scheint, so entfernt nicht ist, als ich oft fürchte. — Die Meinigen nehmen stillen, herzlichen Antheil; besonders Karl nnd mein Vater. Der letzte hat sie aufrichtig beweint, die ersten Thränen seit vielen Jahren! — Auch ihm hat solch ein Verlust die Welt auf immer fremd gemacht. Erasmus ist seit drey Wochen hier; er ist bedenklich krank. Meine Gleichgültigkeit hat mich bisher vor schmerzhaften Gefühlen Seinetwegen geschützt, u. s. w.“

Um

Um eben diese Zeit war also auch sein Bruder Erasmus, mit dem er Erziehung, Sinn und Herz theilte, aus einem Forstinstitut in Franken, wohin er von der Universität gegangen war, krank ins väterliche Haus zurückgekommen, und man mußte täglich auch seinen Tod erwarten. Dies bestimmte die um das Leben ihres ältesten Sohnes bekümmerten Eltern und ihn selbst, nach Tennstedt auf einige Zeit zurückzukehren, um da in stiller Einsamkeit mit sich, und im häuslichen Umgang mit uns zu leben. Sein Herz war tief verwundet; seine Phantasie schwärmte, aber nicht wild, sondern unter der Herrschaft seiner stärkern Vernunft. Ungefähr 5 Tage vor Ostern, als er in Tennstedt ankam, hielt er sich noch nicht für stark genug, eher als nach einigen Wochen den Ort zu besuchen, wo seine Sophie starb, und wo ihre Gebeine ruhten. Aber schon am Abend vor Ostern fühlte er sich stark genug dazu, und er war es. Den Ostermorgen feyerte er, vielleicht mit Hinblick auf die Auferstehungsfeyer der Brüdergemeinde, auf dem Grabe Sophiens; er kam aber zur bestimmten Stunde ruhiger und heiterer zu uns zurück. Noch demselben Nachmittag bekam er die Nachricht vom To-

de seines mit ihm so fest verbündeten Bruders. Auch da hörte man keine Klagen, sah keine Thränen. Er sprach nur mit Vernunft und Gefühl darüber, und über die damit verwandten Materien; er war sogar gefaßt genug, um über andere Gegenstände mit Geistesgegenwart zu reden. Denn das Fortleben seiner Geliebten und die Wiedervereinigung mit ihnen, waren die herrschenden Gedanken in seiner Seele. Dies bezeugen die schönen Worte, die er dem dritten Bruder, Carl, damals schrieb: „Sey getrost! Erasmus hat überwunden, die Blüthen des lieben Kranzes lösen sich einzeln hier auf, um ihn dort schöner und ewiger zusammenzusetzen.“ Seine Phantasie schmeichelte ihm mit der Hoffnung, die, zu seiner scheinbaren Beruhigung, in ihm damals zur Gewißheit ward, daß er binnen einem Jahre mit seinen Geliebten wieder vereiniget seyn würde. Seine Schwärmerey fand reichen Stoff am Lesen der Lavaterschen Schriften, die er eben damals fast ausschließlich liebte. Um so verzeihlicher war es, wenn er vom Todestag seiner Sophie eine neue Aera für sich festsetzte, wenn er gern Reliquien von Sophien beschaute, und andere kleine Schwärmereyen trieb,

trieb, da er doch immer der Vernunft die Obergewalt ließ, die ihr gebühret. Mehrere Wochen seines Aufenthalts in Tennstedt arbeitete und schrieb er alle Morgen unermüdet, wie ich glaube über Natur, Philosophie, Unsterblichkeit. Den übrigen Theil des Tages lebte er den Freuden der erwachenden Natur und dem stillen häuslichen Umgang, in dem er, manchmal bis zum Scherz, heiter war. So überraschte er einst seine Freunde mit einem launicht scherzhaften Gedicht auf den Ankauf eines Gartens, dem Produkt weniger Stunden. Nur die letzten Zeilen verrathen die ernste Stimmung, die damals in seiner Seele die herrschende war:

Dir aber, liebes Paar, wünscht ohne Kapp und Schellen
Ein Freund, den Lieb' und Treu' euch ewig zugesellen,
Auf diesem trauten Fleck den lieblichen Genuß,
Der tief im Herzen quillt und nie versiegen muß.
O! feyert manches Jahr hier schöne Ruhestunden,
Bleibt bis zum spätern Herbst in stiller Lust verbunden.

Und

Und bin ich einst ins Land der Sehnsucht heimgekehrt,
So denkt: Auch er wär' hier wohl eines Plätzchens werth.

Nach einigen Wochen gieng Hardenberg nach Weißenfels zurück, um theils sich selbst, theils seine Mutter und älteste Schwester, welche durch jene Todtesfälle tief gebeugt waren, durch kleine Reisen zu zerstreuen und zu stärken. Eine dieser Reisen, die er mit dem Lehrer seiner jüngern Geschwister, Landvoigt, nach der Roßtrappe machte, beschrieb er mir in einem Briefe, der durch die Lebendigkeit der Schilderungen an seinen Ofterdingen erinnert, und zugleich von der Herrschaft seiner Vernunft zeugt, den sie selbst in der Periode ausübte, da Herz und Phantasie in ihm so mächtig erschüttert waren. Hier einiges daraus:

„Weißenfels, den 1. Jul. 1797. Seit meinem letzten Briefe bin ich recht umhergeschweift. Unser Hofmeister und ich machten in den letzten Tagen unseres Wiederstädtischen Aufenthaltes eine Digression nach der Roßtrappe bey Thale. Das Wetter war uns hold und nichts störte diese genußreiche Wallfahrt,

fahrt, als müde Beine. In Ballenstädt nahmen wir hin und her unser Nachtlager. Der neue Ort, im Friedrichshöher Styl, liegt prächtig den waldigen Vorderharz in die Ebene herunter. Unser Logis im fürstlichen Gasthofe am Schloß öffnete die schönste Aussicht; vorwärts in eine lange Reihe naher Gärten und über die alte Stadt hinweg in eine weite, flache, sehr angebaute Gegend nach Aschersleben, Staßfurth, Bernburg und Barby zu; seitwärts linker Hand auf die Höhen nach Halberstadt und Quedlinburg, und die natürlichen Ruinen der sogenannten Teufelsmauer; rechter Hand auf benachbarte Waldrücken und Gründe. Von Ballenstädt aus ist der Weg prächtig. Die Teufelsmauer und Quedlinburg rechts; vorn den uralten Landgraben mit 7 bis 8 Warten; geradaus eine höchst mannichfaltige Aussicht auf die Gegenden jenseits Halberstadt nach Helmstedt und Wolfenbüttel zu, auf dem Regenstein, ein im siebenjährigen Kriege gesprengtes Bergschloß; das Blankenburger Schloß auf einer Mittelhöhe am Fuß der waldigen Vorderharzgebirge; oben aus dem Holze ragen die Häuser von Hüttenrode hervor; — und auf dieser erhabenen Base lagert der Hercynische Riese im fernblauen

Man-

Mantel. Links blickt Gernrode unterm Vorderharz hervor, und lockt mit seinem vielsprechenden Stufenberg jeden Lebenslustigen herbey. Der Eingang der Roßtrappe erscheint wie die Pforte jenes Riesen, wenn er in die Ebene zu kommen gedenkt. Zerstörung und Einsamkeit kündigen hier den Aufenthalt der Schrecken an. Schon vor Thale, das am Heraustritt der Bude aus dem Gebirg in einem Vorgrunde liegt und sich mit vielen rothen Dächern recht gut ausnimmt, fängt man an, aus den beträchtlichen Felsenstücken, die man wie Schrittsteine im Bette der Bude regellos gehäuft sieht, auf ein felsigtes Chaos und die Nähe furchtbarer Kräfte zu schließen. Vor dem Wirthshaus fanden wir einen mächtigen Wurstwagen. — (Und nun folgt eine sehr komische Schilderung der Gesellschaft, welche sie dort antrafen, und des originellen, gesprächigen Cicerone, eines Schusters, den die beyden Wanderer zum Führer mitnahmen; von diesem erzählend fährt er so fort:) — Durch mannichfaltige Abentheuer hatte ihn nachher sein Genius unter die preußischen Soldaten gebracht, und auch diesen Berg des siebenjährigen Krieges hat er glücklich überstiegen und ist reich an Erfahrung

und

und Weltkenntniß mit geprüftem Muth nach dem Kriege in sein Vaterland zurückgekommen. — Er klagte über zunehmende Stümperey in seiner Kunst. Jeder Müssiggänger im Thale traue sich zu, die Roßtrappe zu zeigen, und dränge sich den Fremden zu ihrem Nachtheil auf. Auch im Wirthshause werde gegen ihn cabalirt; die Magd habe einen Bruder; einen kindischen dummen Burschen; diesem trage der Wirth gewöhnlich die Führung derjenigen Gesellschaften auf, von denen ein gutes Trinkgeld zu erwarten stehe, und er werde nur im Nothfall gerufen. — Indes schien er sich über dies gewöhnliche Loos des Talents mit weiser Resignation hinwegzusetzen und nur das Schicksal der Fremden zu beklagen, die an einen solchen Pfuscher geriethen, indem sie mit unbefriedigter Neugierde hinweggiengen, oder gar der Roßtrappe die Schuld der nicht erfüllten Erwartung beymäßen. Seine Erfahrung ließ ihm keine Antwort auf unsere Fragen schuldig bleiben, vielmehr gab er noch reichlichere Auskunft, als verlangt worden war. Er errieth unser Vaterland Weißenfels aus dem Dialect; so genau hatte er die Dialecte und Provinzialismen der deutschen Sprache inne.

So

So verstrich uns die Zeit des Heraufsteigens angenehm und lehrreich. Oben ward uns die Mühseligkeit des Wegs reichlich belohnt. Es ist ein über die Maßen fürchterlicher Blick in eine schauderhafte Tiefe zu beyden Seiten. Die Bude, die in diesen Felsenschlünden jeden Schritt sich gewaltsam Bahn zu machen genöthigt wird, sieht man von oben kaum sich bewegen, und nur mit Mühe hört man das ferne Rauschen unter seinen Füßen. Die Klippen sind mannichfaltig gruppirt; von einer Seite ist nichts als Wald und Abgrund, von der andern hingegen eine köstliche Aussicht in die Ebene auf Halberstadt und Quedlinburg. Die merkwürdige Klippe, auf der man hinausgeht, streckt sich von der linken Seite des Felsenthals mit Busch bewachsen bis nahe an die gegenüberstehende Wand. Der furchtbarste Spalt stürzt sich zwischen der Stirn dieses wilden Feldrückens und der rechten Seite des Thals hinunter. Ein Stein von einer Elle im Durchmesser, der aus dem Felsen über die schreckliche Kluft hinausragt, ist das non plus ultra des neugierigen Wanderers. Es gehört mehr als gewöhnlicher Muth dazu, diesen Stein zu betreten und in das sogenannte Kronenloch hinunter zu schauen.

Die-

Dieſes Kronenloch iſt eine tiefe Stelle in der Bude, worin die unſchätzbare Krone liegen ſoll, welche der Prinzeſſin, deren Abentheuer dem Roßtrapp den Namen gegeben, im gewaltigen Satz entfiel, den ihr Roß auf der einen Seite des Thals auf dieſe Klippe machte, und hier mit ſeinem Hufe dem Felſen das Mahl eindrückte, das noch bis auf den heutigen Tag daſelbſt unter dem Nahmen der Trappe ſichtbar iſt, und was auch wir mit unſern leiblichen Augen geſehen haben. Dieſer Satz errettete das heroiſche Mädchen von der Verfolgung eines Wendiſchen Fürſten, der, von ihren Reitzen beſeſſen, ſie auf der rechten Spitze des Thals mitten im Tanz mit ihren Geſpielen überraſchte. Von dieſem Tanz heißt jene entgegenſtehende Spitze noch jetzt der Tanzſaal. — Unſer Führer ſchien in der Welt auch Freydenker geworden zu ſeyn; er ſprach mit Spötteln von dieſem ächt hiſtoriſchen Facto und rückte mit manchem Vernunftgrunde recht polemiſch heraus. So viel iſt aber gewiß, daß man ſich auf der Roßtrappe geneigt fühlt, ein wenig mehr zu glauben, als auf dem platten Lande; denn man findet ſich in einer wunderbaren Umgebung. Die Felſen

nehmen

allerley seltsame Gestalten an. So sieht man hier aus dem Walde einen Thurm, dort Ruinen eines Thors, ja sogar zwey Bildsäulen hervorragen, aus denen man nicht recht weiß, was man machen soll. — Zuletzt führte uns der Führer auf einen Fleck, der das Kriterium seiner Meisterschaft ist. Man gewahrt nämlich hier mitten in der waldigen Einöde plötzlich den Brocken und seine Knappen in lichter Klarheit. Dies ist eine Thatsache, die allem Zweifel ein Ende macht, den unkundigere Führer über diesen wichtigen Punkt veranlaßt haben. Der unsrige that auf die Kenntniß dieses Flecks nicht ohne Grund stolz, und erzählte, daß er einen von diesen Pfuschern, der gegen ihn behauptet und sogar auf eine desfalsige Wette angetragen hätte, daß man den Brocken nicht von der Roßtrappe aus sehen könne, damit auffallend vor den Augen einer ganzen Gesellschaft beschämt habe. Noch zwey gräßliche Geschichten gab er uns zum Besten, von drey Thalschen Kindern, die vor etwa funfzehn Jahren beym Holzsuchen einer hohen Klippe heruntergestürzt waren, wovon das Mädchen den Hals gestürzt, der eine Junge mit gebrochenem Arm und Bein davon gekommen,

der

der andere aber gar einen blauen Fleck nur davon getragen habe; — und von einem Jägerburschen, der einst auf einer Klippe, genannt Rabenstein, nach Adlerhorsten gestiegen sey und nicht wieder herunter gekonnt habe; drey Tage hintereinander sey das Dorf hinausgezogen, ohne daß sich jemand zum Hinaufsteigen entschlossen, oder sich sonst ein Mittel zu seiner Errettung gefunden habe. Sein Vater, der Förster, hat den letzten Tag sich schweigend an einen Baum gelehnt und mit der Büchse unverwandt nach dem Sohne hinaufgesehen; endlich ist ein verwegener Flößer gegen Abend glücklich zu ihm gekommen, und hat ihn mittelst einer Strickleiter heruntergebracht. Nachher hat der Vater oft versichert — er sey Willens gewesen, den Sohn den Abend mit der Büchse herunterzuschießen, um ihm die letzten Qualen des Hungertodes zu ersparen. — Auf einem bequemen Wege kamen wir nach Thale zurück" — u. s. w.

— Und nun schließt er noch mit recht heitern und satyrischen Blicken auf die Gesellschaft, die er wieder antraf, auf die Wirthsleute, — gerade als wenn ein müßiger Lustwandler mit sorgenfreyem Sinn und kum-

kummerlosem Gemüthe hier eine Relation von seinen kleinen Reiseabentheuern machte.

So verlebte er den Sommer abwechselnd im väterlichen Hause, auf den Salinen, auf kleinen Reisen und bey seinen Freunden; und so erhielt er sich das Gleichgewicht aller seiner höhern Kräfte; und sein Körper ward gestärkt. Im Herbst 1797 war ihm zwar immer noch der Gedanke der nahen Wiedervereinigung mit seinen Geliebten gegenwärtig; aber doch nicht mehr mit der lebhaften Gewißheit, mit der er vorhin daran glaubte. Er fand wieder Geschmack am Leben, namentlich am Leben für die Wissenschaft. Er fühlte sich wieder in den Zustand der Freyheit zurückversetzt, in dem er war, ehe er Sophien kennen lernte.

Zwey Studien waren es, deren Eines er nun vorzüglich zu treiben wünschte. Arzneywissenschaft, oder Bergwerkskunde. Zu jener zog ihn die Neigung, zu dieser bestimmte ihn die Pflicht. Schon mit den herrschenden Systemen und neusten Entdekkungen der Heilkunde bekannt, wünschte und strebte er, sie auf ein einfaches Princip begründen, und ihr dadurch Gewißheit geben zu können. Aber die Wünsche seines Vaters

ters, und die Liebe zu seiner Familie, für die er, als ältester Bruder einst mit zu sorgen sich verpflichtet fühlte, bestimmten ihn nach Freyberg zu gehen, und sich da zu einer künftigen wirklichen Anstellung auf den churſächsischen Salinen auszubilden. Dies geschah im Dec. 1797. Nun widmete er sich fast ausschließlich der Physik, Chemie, höhern Mathematik, Geologie, Metallurgie, Technik, und wie die Wissenschaften alle heißen, die auf der Bergakademie gelehret werden. Sein vorzüglicher Führer war Werner, den er auch Vorzugsweise seinen Lehrer nannte. Indeß verstrich das Jahr, binnen welchen er zu sterben geglaubt hatte. Er lebte aber noch, und seine kleine Schwärmerey rief ihn nach Thüringen, um auf dem Grabe seiner Sophie ihren Todestag zu feyern. Denn die Liebe für sie blieb immer gleich stark in seiner Seele, wenn sie schon bald die Alleinherrschaft verlohr. Sein Herz bedurfte nun einmal eine weibliche Seele, an die es sich anschließen konnte. Dies war ihm auch darum nöthig, um sich noch einmal zum practischen Leben in einem bestimmten Wirkungskreis und im Genuß häußlicher Freuden zu entschließen. Julie von

Char-

Charpantier, Tochter des Berghauptmanns, war es, deren gebildeter Verstand und sanftes edles Herz, von Schönheit und Grazie begleitet, erst seine Hochachtung, dann seine Liebe verdiente und gewann. Seine Liebe für sie war nicht die leidenschaftliche, die sie für Sophien gewesen war; sie war weit ruhiger, aber darum nicht minder warm, und für ein ganzes Leben. Denn ihr Umgang gewährte ihm Nahrung für Kopf und Herz. Und so mußte sein Aufenthalt in Freyberg für ihn zwiefachen Werth haben.

Ueber den Dryaden und Grazien vergaß er die Musen nicht; und diese seine alten Freundinnen blieben ihm treu. Dies bezeugen einige poetische Aufsätze, Blumen, Glauben und Liebe oder der König und die Königin, Blüthenstaub, Hymnen an die Nacht, die er damals dichtete, und die man unter dem von ihm angenommenen Namen Novalis in den Jahrbüchern der preußischen Monarchie, Junius und Julius 1798, und im Schlegelschen Athenäum 1798 und 1800 findet.

Indeß kam ihm nun Alles darauf an, einen festen Plan für sein künftiges Leben zu machen. In der Provinz, namentlich in Thü-

Thüringen, wünschte er zu leben; eine Stelle wünschte er da zu erlangen, die ihm ein bestimmtes Geschäft und eine, wenn schon nur mäßige Einnahme gewährte, bey welchem er aber auch Muße behielt für die Wissenschaften, für die Freundschaft und für die häußliche stille Freude. Darum gieng er im Sommer 1799 nach Weißenfels und auf die churfürstl. Salinen zurück, um dem Directorium als Assessor beygesellt zu werden. Sein erster Wunsch ward erfüllt, und ihm noch überdem die Bearbeitung der bey der Saline vorkommenden juristischen Geschäfte übertragen.

In diesem Zeitraume stiftete er zwey sehr interessante Bekanntschaften. Die eine noch im Sommer 1799 mit Ludwig Tiek, den er nun ganz vorzüglich liebte. Mit ihm berathete er sich über das, was er selbst dichten wollte; und neben dem Dichter liebte er in ihm den Menschen. So waren es ihm genußreiche Tage, die er einst mit Tiek, und Reichardt, Tieks Schwager, auf Reichardts Landsitz bey Giebichenstein feyerte. — Die zweyte verschaffte ihm sein Beruf. Einen großen Theil des Winters $\frac{1799}{1800}$ verlebte er auf der churfächsischen Saline Artern, und in diesem Städtchen lebten eben damals zwey Männer, die

ihrem Stande Ehre machen. Der Major v. Funk und der Rittmeister Thilemann, beyde vom churſächſiſchen Huſarenregiment. Liberalität der Geſinnung, Bildung des Geiſtes, mehr als oberflächliche Bekanntſchaft mit der neueſten Philoſophie und Literatur, Sammlungen der beſten neueſten Schriften — das Alles mußte unſern H. bald zu ihnen, und ſie zu ihm hinführen. Denn jeder fand dabey ſeine Rechnung; Gewinn und Genuß für Alle. — Dabey war er aber nicht unthätig für die Salinen. Noch war er freylich mehr der aufmerkſame ſtille Beobachter. Manche Stunde verweilte er in der Saline mit der Mine eines Zerſtreuten, der in andern Regionen haußet, und doch arbeitete eben damals ſein Geiſt an der Möglichkeit einer ausführbaren Verbeſſerung. So weis ich mich unter andern beſtimmt zu erinnern, daß er meteorologiſche Beobachtungen einſammelte, um die Gradirung der Soole auf eine höhere Stufe zu leiten; und daß er die Fabrikation des Sonnenſalzes techniſch, chemiſch und kameraliſtiſch ſtudierte. Man frage nicht, was er in dieſem Fache vorzüglich geleiſtet hat? Wer in den Lehrjahren ſtirbt, von dem kann man nur forſchen und ahnen, was er in den

Jah-

Jahren des Meisters geleistet haben würde. Tief trauerte daher um ihn der Bergrath Heun, wenn er kurz nach seinem Tode zu mir sagte: „O Sie wissen nicht, was wir an ihm verlohren haben!“

Im Jahre 1800 war eine Amtshauptmannsstelle in Thüringen erledigt worden. Dies gab unserm H. Hoffnung, seinen Lebensplan zu vollenden. Gelang es ihm, diesen Posten zu erlangen, so ward sein Wirkungskreis erweitert; die mannichfachen und verschiedenartigen Geschäfte des Amtshauptmanns boten seinem gewandten und in so vielen Fächern unterrichtetem Geiste eben so viele und verschiedene Gelegenheiten dar, nützlich-thätig zu seyn; seine Verbindung mit der Saline blieb unverändert, und beyde Aemter schmiedeten ihn doch nicht in die Fesseln des Geschäftsmanns, der den Wissenschaften und Musen entsagen muß. Bey dem Allen konnte er nun auch hoffen, seine Julie bald zu besitzen, und in ihrem Arm die häusliche Wonne zu genießen. Noch war ihm sein Schicksal günstig, seine Bitte ward gewährt, seine Probeschrift mit Beyfall aufgenommen, und es fehlte ihm nichts zu seinem ersehnten Glück, als davon Besitz zu

nehmen. Aber schon hatte im Sommer 1800 Kränklichkeit seinen Körper angegriffen und nach Dresden begleitet; der unvermuthete traurige Tod eines jüngern Bruders erschütterte ihn so, daß er einen Blutsturz bekam, und nun bewohnte seine gesunde Seele noch einige Monate seinen siechen Körper. In Dresden ward er von seinen erwachsenen Brüdern, Carl und Anton, und in Weißenfels von seinem Carl mit aufopfernder Zärtlichkeit, und von seiner Julie, die ihn mit seinem Vater dahin, auf sein Bitten, begleitete, liebevoll gepflegt. Allein alle Fürsorge seiner Lieben und alle ärztliche Hülfe war umsonst. Frey von Schmerzen hielt er sich nicht sowohl für krank, als nur für matt, und hoffte vom herannahenden Frühjahre seine Genesung. *) Sein Geist war mit dem Kör-

*) „Nach einer langen Pause," dies war sein letzter Brief an mich aus Weißenfels vom 1ten Februar 1801, „wieder ein freundlich Wörtchen. Die Zwischenzeit war der Mittheilung nicht günstig. Erst jetzt scheint es wieder vorwärts zu gehen. Die Milch scheint mir gut zu bekommen, deren alleiniger Genuß jetzt meine Kur ausmacht. Mein Vater holte mich von Dresden ab, welchen Aufenthalt ich

Körper nicht erkrankt. Er las fleißig, besonders in der Bibel, in Zinsendorfs und Lavaters Schriften; er arbeitete dabey in seinem Beruf und im poetischen Fache. Eine herzliche Freude machte ihm am 21. März die Ankunft seines ihm vorzüglich werthen Friedrich Schlegel. Täglich sprachen sie mit einander über ihre Arbeiten. Am 25. schlief er unter dem melodischen Ton des Klaviers, auf dem ihm etwas vorzuspielen er seinen Bruder Carl gebeten hatte, ruhig und sanft ein — um hier nicht wieder zu erwachen. Denn in diesem Schlaf starb er im Angesicht seines Bruders und seines Freundes Schlegel. — Die Ursache seines frühen Todes, wer kann sie wissen? Nur ahnen kann man,

ich sehr gern verließ. Ich bedurfte Ruhe und Julie auch, die mit herreißte und bey mir bleibet. Ich habe in Dresden viel lehrreiche Erfahrungen gemacht. Mit dem Schreiben gehts noch schlecht, aber Lesen, Denken und Theilnehmen kann ich wieder etwas. Grüssen Sie Ihre Frau und Nichte herzlich. Ich freue mich erstaunend, Sie zu sehen, was doch auf die Messe geschieht. Behalten Sie mich alle recht lieb und denken Sie oft an Ihren Sie innigst liebenden Freund."

man, daß sein Körper nicht so viel wieder hervorbringen konnte, als sein zu reger Geist an Lebenskraft verzehrte. Seine Freunde trauren um ihn, und die ihn genauer kannten, betrachten, wie ich oben sagte, seinen Tod als einen Verlust für die Wissenschaft und für die Menschheit. *)

Ganz hervorstechend war in ihm die Stärke und Lebhaftigkeit der Phantasie; durch sie war es ihm möglich, Alles leicht zu fassen, klar und deutlich zu denken und fest zu halten. Sie mischte sich aber auch fast in Alles, was er trieb. Er selbst nannte sie das vorzüglichste Element seiner Existenz, und so gestand er es ein, daß sie auch auf seine Religionsansicht besonders wirke.

„Es freut mich," schrieb er mir von Freyberg vom 26. Dec. 1798, „wenn meine abgerissenen Gedanken Ihnen einige beschäf-

*) Drey Wochen nach ihm starb seine älteste Schwester, die mit ihm erzogen war; sechs Monate nachher die zweyte, und zwey Jahre darauf die dritte Schwester, so daß die frommen Eltern, die sich noch im Jahre 1796 im Besitz von 11 guten Kindern glücklich fühlten, im Zeitraum von 7 Jahren, sechs erwachsene Kinder vor sich her sterben sehen mußten.

Digitized by Google

schäftigte Stunden gemacht haben — wenn sie Ihnen gewesen sind, was sie mir waren, und noch sind, Anfänge interessanter Gedanken folgen — Texte zum Denken. Viele sind Spielmarken und haben nur einen transitorischen Werth. Manchen hingegen hab' ich das Gepräge meiner innigsten Ueberzeugung aufzudrücken gesucht. Gern gesteh ich, daß ich selbst glaube, sehr entfernt von Ihrer Weise die Religion zu betrachten und zu beurtheilen, einen Weg eingeschlagen zu haben, der Ihnen wunderseltsam scheinen muß. Indeß wir sind Freunde, und werden Freunde seyn, und hierin stoßen unsere Religionen, besser unsre Theologien, zusammen. Wenn Freundschaft, Liebe, Sittlichkeit und Thätigkeit das Resultat von beyden ist; so müssen wohl beyde Schwestern. Glieder jener heiligen Familie von Religionen, seyn, die, von jeher unter den Menschen einheimisch, die treuste Pflege alles Guten und Schönen bewiesen, in ihrem Schooße Tugend und Liebe in den wildesten Zeiten bewahrt und Trost und Hofnung, Muth und Zufriedenheit überall erhalten und verbreitet hat. Ihre Freundin hat durch Ihren Verstand sich Ihnen offenbart, da ein herzlicher

cher Verstand der Hauptzug in Ihrem Charakter ist. Mir ist sie durch herzliche Phantasie nahe gekommen — denn dies ist vielleicht der hervorstechendste Zug meines eigenthümlichen Wesens. — Sollte sich gerade in dem bedeutendsten Verhältnisse unsre mannichfache Verschiedenheit, der Grund unsrer ganzen menschlichen Verfassung nicht zeigen? Sie hängen mit kindlichem Sinn an den unwandelbaren Chiffern einer geheimnißvollen Urkunde, die seit Jahrtausenden unzählige Menschen mit göttlichem Leben erfüllt und Ihre ehrwürdigen Vorfahren ein langes Leben hindurch, wie ein Palladium, begleitet — einer Urkunde, die, außer wenigen unbegreiflichen Worten, Vorschriften und Beyspiele, Geschichten und Lehren enthält, die mit Allem übereinstimmen, was die besten und weisesten Menschen, was unser eignes Gewissen mehr oder weniger klar, als das Vortreffliche und Wahre empfohlen, kennen gelernt und bewährt gefunden haben. Es scheint sich in ihr noch über alles dieses eine unendliche Welt, wie ein Himmel, zu wölben, und eine entzückende Aussicht in eine himmlische Zukunft wunderthätig zu eröffnen. Mit welchem Herzen nehmen Sie an der

Bibel

Bibel ein Unterpfand Gottes und der Unsterblichkeit in die Hand — wie glücklich müssen Sie Sich vorkommen, wenn Sie Sich überzeugt sehen, an ihr eine überirdische Schrift, eine bleibende Offenbarung zu besitzen, in diesen Blättern gleichsam eine leitende Hand aus einer höhern Sphäre fest zu halten! — Ihre Theologie ist die Theologie des historisch-kritischen Verstandes; dieser sucht eine feste Grundlage, einen unumstößlichen Beweißgrund, und findet ihn in einer Sammlung von Urkunden, deren Erhaltung allein schon ein bestätigendes Wunder zu seyn scheint und für deren Glaubwürdigkeit alle historische Beweißmittel und Herz und Vernunft zugleich sprechen. — Wenn ich weniger auf urkundliche Gewißheit, weniger auf den Buchstaben, weniger auf die Wahrheit und Umständlichkeit der Geschichte fuße; wenn ich geneigter bin, in mir selbst höhern Einflüssen nachzuspüren, und mir einen eignen Weg in die Urwelt zu bahnen; wenn ich in der Geschichte und den Lehren der christlichen Religion die symbolische Vorzeichnung einer allgemeinen, jeder Gestalt fähigen, Weltreligion — das reinste Muster der Religion, als historischen Erscheis

ſcheinung überhaupt — und wahrhaftig alſo auch die vollkommenſte Offenbarung zu ſehen glaube; wenn mir aber eben aus dieſem Standpunkt alle Theologien auf mehr und minder glücklich begriffenen Offenbarungen zu ruhen, alle zuſammen jedoch in dem ſonderbarſten Parallelism mit der Bildungsgeſchichte der Menſchheit zu ſtehn und in einer aufſteigenden Reihe ſich friedlich zu ordnen dünken, ſo werden Sie das vorzüglichſte Element meiner Exiſtenz, die Phantaſie, in der Bildung dieſer Religionsanſicht, nicht verkennen.“ —

Mit jedem Jahre ward ihm Religion immer mehr zum Bedürfniß. Wenige Monate vor ſeinem Tode, im November 1800, ſchrieb er: „Wenn mich nicht körperliche Unruhe verwirrt, welches doch nicht häufig geſchieht, ſo iſt mein Gemüth hell und ſtill. Religion iſt der große Orient in uns, der ſelten getrübt wird. Ohne ſie wäre ich unglücklich. So vereinigt ſich Alles in Einen großen, friedlichen Gedanken, in Einen ſtillen, ewigen Glauben.“ —

Seit Sophiens Tode hatte er eine Vorliebe für Lavaters und Zinſendorfs Schriften, für katholiſche Erbauungsbücher, ſelbſt für

Jakob

Jakob Böhmens Werke gewonnen. Hieraus und aus manchen Verhältnissen seines frühern Lebens und aus dem hohen Werth, den er in ästhetische Schönheit setzte, wird man es erklärbar und verzeihlich finden, daß in seinen geistlichen Liedern Stellen vorkommen, die man von dem aufgeklärten Denker nicht erwartet hätte. Wer kann aber sein Lied an Jesum:

Was wär' ich ohne dich gewesen,
Was würd' ich ohne dich nicht seyn ꝛc.,

wer kann es lesen, ohne mit dem frommen Dichter zu wahrhaft christlich-religiösen Gefühlen und Gesinnungen begeistert zu werden?

Seine geistlichen Lieder sind nur einzelne Theile und Bruchstücke eines Gesangbuchs, das er mit L. Tiek gemeinschaftlich zu bearbeiten in seinen letzten Jahren im Sinn hatte. Die Lieder der Neuern schienen ihm, vielleicht nicht mit Unrecht, zu sehr auf den Verstand berechnet, um aufs Herz zu wirken. Selbst in den Gellertschen fand er zu wenig Phantasie, welche ihm den Weg zum Herzen bahnen sollte. Hat er dieser zu viel Spielraum gegönnt, so vergesse man nicht, daß sie seine ersten Versuche waren. Seit

Sophiens

Sophiens Tode ward ihm der Glaube an Gott und Unsterblichkeit zum Bedürfniß — wie man dies aus den obigen, kurz nach ihrem Heimgang geschriebenen Briefen sieht; — Zu diesem gesellte sich nachher der Glaube an Jesum; und nun erlaubte ihm seine Phantasie und sein ästhetischer Sinn einen andächtigen Seitenblick auf Maria. —

Seine Phantasie bildete in ihm einen weit ausgedehnten Begriff von Poesie. Die ganze Natur war ihm poetisch, und in Jakob Böhmen fand er hohe Poesie. Dem kühnen Flug, den seine Gedanken hierüber nahmen, konnte ich nicht folgen. Wer in die neueste Poesie eingeweiht ist, wird ihn verstehen, und sein Osterdingen — mir scheint es wenigstens so — wird dem Kenner sagen, was er über Poesie dachte. Seine Freunde, Fr. Schlegel und L. Tiek, haben unter dem von ihm angenommenen Namen Novalis seine Schriften herausgegeben.. Man würde ihm aber Unrecht thun, wenn man sie als vollendete Meisterwerke beurtheilen, oder in ihnen den ganzen Mann, der er war, lesen wollte. Er selbst trieb Schriftstellerey nur als Schule. „Die Schriftstellerey — so schrieb er mir darüber — ist eine Nebensache.

che. Sie beurtheilen mich mehr billig nach der Hauptsache, — dem praktischen Leben. Wenn ich gut, nützlich, thätig, liebevoll und treu bin: so lassen Sie mir einen unnützen, unguten, harten Satz passiren. Schriften unberühmter Menschen sind unschädlich, denn sie werden wenig gelesen und bald vergessen. Ich behandle meine Schriftstellerey nur als Bildungsmittel. Ich lerne Etwas mit Sorgfalt durchdenken und bearbeiten — das ist Alles, was ich davon verlange. Kömmt der Beyfall eines klugen Freundes noch obendrein, so ist meine Erwartung übertroffen. Nach meiner Meynung muß man zur vollendeten Bildung manche Stufen übersteigen; Hofmeister, Professor, Handwerker, sollte man eine Zeitlang werden, wie Schriftsteller."

Seiner lebhaften Phantasie gieng eine ruhige Vernunft zur Seite. Wie hätte er auch sonst Lust und Kraft gehabt, die Tiefen der speculirenden Philosophie zu erforschen? Aber ihr Studium war ihm nicht Zweck, nur Mittel. Er setzte der Speculation ihre Gränzen, und Jakobi's Brief an Fichte sprach laut zu seinem Herzen.

„Die Philosophie ruht jetzt bey mir — so schrieb er im Febr. 1800 — nur im Bücher-

cherschranke. Ich bin froh, daß ich durch diese Spitzberge der reinen Vernunft durch bin, und wieder im bunten erquickenden Lande der Sinne mit Leib und Seele wohne. Die Erinnerung an die ausgestandenen Mühseligkeiten macht mich froh. Es gehört in die Lehrjahre der Bildung. Uebung des Scharfsinns und der Reflexion sind unentbehrlich. — Man muß nur nicht über die Grammatik die Autoren vergessen; über das Spiel mit Buchstaben die bezeichneten Größen. Man kann die Philosophie hochschätzen, ohne sie zur Hausverwalterin zu haben, und einzig von ihr zu leben. Mathematik allein wird keinen Soldaten und Mechaniker, Philosophie allein keinen Menschen machen."

Und Mensch, im edelsten Sinne des Worts, wollte er werden — seine ruhige Vernunft leitete sein Urtheil zur Unbefangenheit und Unpartheylichkeit. Den Schriftsteller schied er durchaus vom Menschen, und den Freund von beyden. Die bittersten Kritiken über den Schriftsteller fielen ihm nicht auf; dann aber konnte er seine Mißbilligung nicht verbergen, wenn der Mensch im Schriftsteller angegriffen wurde. So waren in der ganzen Sammlung von Xenien nur zwey,

die

die er mißbilligte, weil sie den moralischen Werth des Schriftstellers herabwürdigten. Das bekannte Kotzebuische Schauspiel, worinn sein vertrauter Fr. Schlegel so derb gegeißelt ward, machte ihn nicht unwillig, weil eben nur ein Schriftsteller den andern persiflirt, und Schlegel zuerst den Handschuh hingeworfen hatte. So ehrte er Schlegels Lucinde als Kunstwerk, würde aber erröthet haben, es in die Hand eines ehrbaren Mädchens zu geben.

Herzlichkeit war ein Hauptbestandtheil seines Charakters. Sie war so innig in sein ganzes Wesen verwebt, daß man ohne sie ihn durchaus nicht kennen kann. Sie gab erst seiner Phantasie und seiner Vernunft ihren Werth, ihm seine Individualität. War aber seine Phantasie, nach seinem eignen Ausdruck, eine herzliche Phantasie: so war auch seine Herzlichkeit eine vernünftige Herzlichkeit. Sie spricht noch aus seinen Schriften und aus seinen Briefen. Sie offenbarte sich besonders in seiner Religion, in seiner innigen Anhänglichkeit an Eltern, Geschwister, Geliebte, Freunde, und in dem Geschmack, den er am häuslichen Glück und an der stillen Freude des freundschaftlichen Umgangs

gängs fand; dabey war er so ganz ohne Anmaaßung und anspruchlos, daß er auch in dieser Hinsicht für Liebe und Freundschaft geschaffen zu seyn schien.

Im Umgang mit Fremden oder in großen gemischten Gesellschaften war er oft stundenlang still, doch dabey aufmerksamer Beobachter dessen, was um ihn her vorgieng; aber im traulichen Zirkel desto beredter. Es war ihm überhaupt Bedürfniß, daß er sich ausreden konnte. Ganze Abende konnte man ihm zuhören, und man ward nicht müde, ihn zu hören; denn den gemeinsten Gegenständen wußte er ein Interesse zu geben. Und wie sichtbar ward da seinen Freunden der Reichthum seiner Phantasie, die Schärfe seiner Vernunft, das Innige seiner Herzlichkeit! Widerspruch vertrug er gern und ward nie unwillig darüber. Hatte er aber einmal einen paradoxen Satz gesagt, so gab er ihn nicht auf, und machte dann auch wohl den Sophisten. Seine Gestalt war lang, gut gebaut, hager; sein Auge verrieth Geist, sein Mund Freundlichkeit. Sein Aeußeres war einfach und schlicht, aller Putz war ihm widernatürlich. — Er lebte, wie er selbst sagte, gern im Lande der Sinne, nicht in

dem

dem der Sinnlichkeit; denn sein innerer Sinn war der Führer des Aeußern. Und so schuf er sich in der sichtbaren Welt eine unsichtbare. Dies war das Land seiner Sehnsucht. Dahin ist er heimgekehrt, früh vollendet!

Just.

* * *

— Durch diese einfache Darstellung, die der ehrwürdige Verfasser für den Nekrolog einsandte, hat er mir und meiner Freundin einen unvergeßlichen Abend bereitet, den ich den genußreichsten Stunden in meinem Leben gleichsetze. Und so wird von vielen, die dieses lesen, ähnlicher herzlicher Dank, wie von uns, ihm dafür gesagt werden, daß er, der mit täglichen Arbeiten ganz anderer Art Belastete, doch einige Stunden fand, um seinem Freunde diese Denksteine zusammen zu tragen.

Denn wem Novalis je zum Herzen sprach, wer seinem Ofterdingen, den Hymnen an die Nacht, den geistlichen Liedern, diesen Eingebungen wahrer Poesie, Stunden

verdankt, in welchen er, wie die ächte Poesie immer thut, an einer Zauberhand aus der umgebenden Welt hinweggeführt, in ein Land seliger Gefühle versetzt wurde, den hält ein tiefes Verlangen, mit der Persönlichkeit dieses himmlischen Jünglings vertraut zu werden. Was man liebt, das will man kennen, und von dem ist, nach einem sehr menschlichen Gefühl, auch die Kleinigkeit wichtig.

Ich kann daher dem nicht beystimmen, was seine Freunde in der Vorrede zu Novalis Schriften sagten: „Da jene beyden Bändchen mit Fragmenten das Gemüth des Verfassers oder seine innere Geschichte vollkommen ausdrückten und alles berührten, worüber er etwas gedacht und erfahren habe: so hätten sie für besser gehalten, jene Bogen durch keine Geschichte seines Lebens zu vermehren, weil jeder Befreundete die Andeutungen des veränderten Gemüths finden und ohne weiteres die Geschichte seines Lebens, was er sein Leben nennen konnte, verstehen würde.“ — O! Ueber ihn, der eine so kurze Erscheinung auf der Erde war, und so wie er sich wegsehnte, bald wieder hingieng, — sollten alle seine Brüder und

Freunde

Freunde zu uns sprechen, da er selbst so wenig zu uns sprach! Mir waren daher die vorstehenden Bogen ein dankenswerthes Geschenk, und vertraten mir, so weit dies seyn kann, die Stelle, als hätte ich den großherzigen Mann selbst gekannt, wonach ich mich, seine kleine Verlassenschaft gerührt aus der Hand legend, so oft und so innig sehnte.

Der Kirchenrath K. Ehr. Schmid in Jena hatte ihn in verschiedenen Perioden seiner geistigen Entwickelung beobachtet; ich fragte bey diesem scharfsinnigen, ruhigen, von dem Zeitalter verkannten, von mir sehr hoch gehaltenen Weisheitsfreund, ob er mir etwas dieser Art mittheilen wollte, als Zugabe zu dem Obigen, wo mehr von seinen spätern Jahren die Rede ist. Er antwortete:

„In zwey Perioden seines Lebens bin ich diesem Friedrich von Hardenberg nahe gewesen, und in beyden war er mir als origineller Mensch so interessant, und als edler Mensch meinem Herzen so theuer und werth, daß ich mit dem innigsten Gefühl wehmüthiger Rührung mir ihn für dieses Leben entrissen denke. Mir ward es nicht zu Theil, die edle Frucht der kräftig aufschie-

ßenden Pflanze und herrlichen Blüthe zu sehen, die zweymal meiner Pflege anvertraut war. Zuerst lernte ich den schönen-, lebens- und geistvollen, für Alles regen und Aller Herzen gewinnenden Knaben in seinem zehnten Lebensjahre kennen. Sein ehrwürdiger, trefflicher Vater nahm ihn damals mit auf eine Reise nach Niedersachsen, wobey mir die besondere Aufsicht über diesen Knaben, dessen übrige Geschwister ihres Hofmeisters nicht beraubt werden sollten, vorzüglich während des Aufenthalts in Luklum, dem Wohnsitz seines Onkels, anvertraut wurde. Es war von meiner Seite der erste Versuch eines Jünglings im Geschäfte der Erziehung, und ich will es offen bekennen, daß ich der zweckmäßigen Leitung eines so empfänglichen, selbstthätigen, originellen und Phantasiereichen Knaben mich nicht gewachsen fand; doch war es vielleicht das mir einzig mögliche negative Verdienst, welches ich mir dadurch erwarb, daß ich mehr den Begleiter, den aufmerksamen Beobachter, den unmerklichen Leiter und Beschützer vor physischer und sittlicher Gefahr, als den bestimmten Lehrer und strengen Führer meines Zöglings machte."

So

So weit hatte mein Freund geschrieben, als ihn eine sehr bedenkliche und beunruhigende Augenkrankheit überfiel, die uns leider der Mittheilung dessen beraubt, was dieser philosophische Beobachter an der aufgehenden Sonne bemerkt hatte.

Um so willkommner ist es, daß wir etwas über ihn von der Hand seines ersten und sichersten Freundes haben, wie Hardenberg den allgemein verehrten Kr. Amtm. Just selbst nennt, und zwar zum Theil über ihn, als Betreiber bürgerlicher Geschäfte, als Hausfreund, wie er uns aus dem, was er schrieb und was seine literärischen Freunde über ihn sagten, verborgen bleibt. Wer Novalis Schriften bereits kennt, wird daher die obigen Blätter mit inniger Theilnahme gelesen haben; wer noch nicht, wird eilen, sie zu kennen, und dort manches klärer sehen, als es ohne dies Denkmal von Freundes Hand möglich gewesen wäre.

Er wird bey der unvollendeten, unbeschreiblich anziehenden Geschichte, Heinrich von Ofterdingen mit Wehmuth bedauern, daß sie unvollendet ist und warum sie es blieb. Der Zauber, der über dieser Erzählung aus dem poetischen Mittelalter webet,

besteht besonders darin, daß mit Gedankenreichthum und reeller Neuheit die lieblichste Einfachheit gepaart ist. Der Mann, der, wie wir aus den kleinen Fragmenten und rhapsodischen Gedanken sehen, das Ungewöhnlichste zu denken und mit dem paradoxesten Ausdruck niederzuschreiben im Stande war, zeigt in dieser romantischen Composition das lebhafteste Gefühl für die höchste Einfalt, und hält sie, die ewig reizt und ewig rührt, für die unzertrennliche Schwester des Erhabenen. Niemand hat wohl die Zeiten der blühenden Wartburg und der schwäbischen Minnesänger treuer und lebendiger in sich aufgefaßt und in seiner Schilderung wieder gegeben, als Novalis; auch als Fragment bleibt daher Heinrich von Ofterdingen ein Juwel, für das Gemüth und für den Geist ein Meisterwerk. Nur so eine wahrhaft fromme, poetische Seele konnte eine fromme, poetische, Zeit schildern. Wie bey einem alten ehrenwerthen Ritter besaßen Religion und Minne sein treues Herz, nur daß er vor jenem die ganze Kultur seiner Zeit noch im Hinterhalte darzu hatte. Er ist der Heinrich, den wir so lieb gewinnen; er, der eifrige Bergfreund, der die Töne der Poesie in Klüfte trägt,

wo-

wohin sie bisher noch nicht gedrungen waren, und seine geliebte Bergkunde dadurch verherrlicht:

Der ist der Herr der Erde,
Wer ihre Tiefen mißt,
Und jeglicher Beschwerde
In ihrem Schooß vergißt;

Wer ihrer Felsenglieder
Geheimen Bau versteht,
Und unverdrossen nieder
Zu ihrer Werkstatt geht.

Er ist mit ihr verbündet
Und inniglich vertraut,
Und wird von ihr entzündet
Als wär' sie seine Braut. —

— Er führt des Goldes Ströme
In seines Königs Haus,
Und schmückt die Diademe
Mit edlen Steinen aus.

Zwar reicht er treu dem König
Den glückbegabten Arm,
Doch fragt er nach ihm wenig
Und bleibt mit Freuden arm.

Sie mögen sich erwürgen
Am Fuß um Gut und Geld,
Er bleibt auf den Gebirgen
Der frohe Herr der Welt.

Und

— — Und wie werden dem Leser, der dessen fähig ist, die geistlichen Lieder wohl thun, und immer und immer wieder wohl thun, bis er sie in seinem Herzen und seinem Gedächtniß trägt. Es waren, wie erwähnt, diese Lieder der Anfang eines christlichen Gesangbuchs, zu welchem der Dichter ebenfalls Predigten *) über die wichtigsten Momente und Ansichten des Christenthums schreiben wollte. Oben ist eins dieser Lieder erwähnt worden, das hier nicht fehlen darf, um zum Lesen aller einzuladen:

Was wär' ich ohne dich gewesen,
Was würd' ich ohne dich nicht seyn!
In Furcht und Aengsten auserlesen
Ständ' ich in weiter Welt allein.
Nichts wüßt ich sicher, was ich liebte,
Die Zunkunft wär' ein dunkler Schlund;
Und wenn mein Herz sich tief betrübte,
Wem thät ich meine Sorge kund?

Einsam verzehrt von Lieb' und Sehnen,
Erschien mir nächtlich jeder Tag;
Ich folgte nur mit heißen Thränen
Dem wilden Lauf des Lebens nach.

Ich

*) Wie hoch er von Predigten dachte, s. Nov. Schr. II, 490.

Ich fände Unruh im Getümmel,
Und hoffnungslosen Gram zu Haus.
Wer hielte ohne Freund im Himmel
Wer hielte da auf Erden aus?

Hat Christus sich mir kund gegeben,
Und bin ich seiner erst gewiß,
Wie schnell verzehrt ein lichtes Leben
Die bodenlose Finsterniß.
Mit ihm bin ich erst Mensch geworden;
Das Schicksal wird verklärt durch ihn,
Und Indien muß selbst im Norden
Um den Geliebten fröhlich blühn.

Das Leben ward zur Liebesstunde;
Die ganze Welt spricht Lieb' und Lust.
Ein heilend Kraut wächst jeder Wunde,
Und frey und voll klopft jede Brust.
Für alle seine tausend Gaben
Bleib' ich sein demuthsvolles Kind,
Gewiß, ihn unter uns zu haben,
Wenn zwey auch nur versammelt sind.

O! geht hinaus auf allen Wegen
Und hohlt die Irrenden herein,
Streckt jedem eure Hand entgegen
Und ladet froh sie zu uns ein.
Der Himmel ist bey uns auf Erden,
Im Glauben schauen wir ihn an;
Die Eines Glaubens mit uns werden,
Auch denen ist er aufgethan.

Ein alter schwerer Wahn von Sünde
War fest an unser Herz gebannt;
Wir irrten in der Nacht, wie Blinde,
Von Reu und Lust zugleich entbrannt.
Ein jedes Werk schien uns Verbrechen,
Der Mensch ein Götterfeind zu seyn,
Und schien der Himmel uns zu sprechen,
So sprach er nur von Tod und Pein.

Das Herz, des Lebens reiche Quelle,
Ein böses Wesen wohnte drinn;
Und wards in unserm Geiste helle,
So war nur Unruh der Gewinn.
Ein eisern Band hielt an der Erde
Die bebenden Gefangnen fest;
Furcht vor des Todes Ritterschwerdte
Verschlang der Hoffnung Ueberrest.

Da kam ein Heiland, ein Befreyer,
Ein Menschensohn voll Lieb und Macht,
Und hat ein allbelebend Feuer
In unserm Innern angefacht.
Nun sahn wir erst den Himmel offen,
Als unser altes Vaterland,
Wir konnten glauben nun und hoffen
Und fühlten uns mit Gott verwandt.

Seitdem verschwand bey uns die Sünde,
Und fröhlich wurde jeder Schritt;
Man gab zum schönsten Angebinde
Den Kindern diesen Glauben mit;
Durch ihn geheiligt zog das Leben

Vor-

Vorüber, wie ein selger Traum,
Und, ewger Lieb und Lust ergeben,
Bemerkte man den Abschied kaum

Noch steht im wunderbaren Glanze
Der heilige Geliebte hier,
Gerührt von seinem Dornenkranze
Und seiner Treue weinen wir.
Ein jeder Mensch ist uns willkommen,
Der seine Hand mit uns ergreift,
Und in sein Herz mit aufgenommen
Zur Frucht des Paradieses reift.

Ein anderes dieser Lieder ist wahrscheinlich kurz nach Sophiens Tode gedichtet — vielleicht bemerken seine Freunde die Geburtsjahre seiner Poesie in einer neuen Ausgabe! — Es giebt uns die Individualität des Sängers in jener Zeit mehr, als jede Beschreibung könnte:

Unter tausend frohen Stunden
So im Leben ich gefunden,
Blieb nur eine mir getreu;
Eine, wo in tausend Schmerzen
Ich erfuhr in meinem Herzen,
Wer für uns gestorben sey.

Meine Welt war mir zerbrochen,
Wie von einem Wurm gestochen,
Welkte Herz und Blüthe mir;

Mei-

Meines Lebens ganze Habe,
Jeder Wunsch lag mir im Grabe,
Und zur Qual war ich noch hier.

Da ich so im Stillen krankte,
Ewig weint' und weg verlangte
Und nur blieb vor Angst und Wahn:
Ward mir plötzlich wie von oben
Weg des Grabes Stein geschoben,
Und mein Innres aufgethan.

Wen ich sah, und wen an seiner
Hand erblickte, frage Keiner,
Ewig werd' ich dies nur sehn;
Und von allen Lebensstunden
Wird nur die, wie meine Wunden,
Ewig heiter, offen stehn.

Bewunderung verdient die Ründe und Vollendung, die er auch im Mechanischen der Verskunst erreicht hatte, bey so mannichfaltiger Beschäftigung mit andern und ernsten Wissenschaften. — Diese geistlichen Lieder und überhaupt Hardenbergs Ansicht der Religion ist von bedeutendem Einfluß auf seine Mitzeit gewesen. Das Wahre, das in seiner Aneignung der Religion durchs Gefühl lag, ergriff in einem Zeitalter, wo man die Gefühlzerstörendste Speculation auf den höchsten Punkt getrieben hatte, seine Freunde

und

und mit ihnen viele Andere, möge es bey allen, die ihm nun gleich und über ihn hinaussprechen, aus eben so wahrhaft frommer, reiner Seele kommen, wie bey ihm, so daß sein ernster Geist ihnen aus dem Lande der Nichttäuschung herüber Beyfall geben könne! Nach Verfluß der jetzigen Periode und wenn der Partheygeist von beyden Seiten verhallt ist, wird das Wahre hierüber kund werden.

Die Hymnen an die Nacht waren die unter seinen Poesieen, mit denen H. in Ansehung der Ausführung, wie seine Freunde berichten, am meisten zufrieden war. Sie gehören unter die originellsten Compositionen, die es giebt. Indem der Dichter seine ahndungsvolle Nacht preißt, kämpft er mit allen gewohnten Ideen, mit allen Sprachen, in welche das allgemeine Gefühl und der Hebraismus das Licht als beglückendes, erfreuendes Princip eingeführt haben. Welche Meisterhand mußte es seyn, die die fünfte Hymne, die Geburt des Christenthums, niederschreiben konnte! Und welch tiefes Gefühl spricht aus der sechsten, der Sehnsucht nach dem Tode, dem treuen Bild des Lebensmüden:

Hin-

Hinunter in der Erde Schoos
Weg aus des Lichtes Reichen!
Der Schmerzen Wuth und wilder Stoß
Ist froher Abfahrt Zeichen.
Wir kommen in dem engen Kahn
Geschwind am Himmelsufer an.

Gelobt sey uns die ewge Nacht,
Gelobt der ewge Schlummer!
Wohl hat der Tag uns warm gemacht,
Und welk der lange Kummer.
Die Lust der Fremde gieng uns aus,
Zum Vater wollen wir nach Haus.

Was sollen wir auf dieser Welt
Mit unsrer Lieb und Treue?
Das Alte wird hintangestellt;
Was soll uns denn das Neue?
O! einsam steht und tief betrübt,
Wer heiß und fromm die Vorzeit liebt.

Die Vorzeit, wo die Sinne licht
In hohe Flammen brannten,
Des Vaters Hand und Angesicht
Die Menschen noch erkannten,
Und hohen Sinns, einfältiglich
Noch mancher seinem Urbild glich.

Die Vorzeit, wo noch Blüthenreich
Uralte Stämme prangten,
Und Kinder für das Himmelreich
Nach Qual und Tod verlangten,

Und

Und wenn auch Lust und Leben sprach,
Doch manches Herz für Liebe brach.

Die Vorzeit, wo in Jugendglut
Gott selbst sich kund gegeben,
Und frühen Tod in Liebesmuth
Geweiht sein süßes Leben,
Und Angst und Schmerz nicht von sich trieb,
Damit er uns nur theuer blieb.

Mit banger Sehnsucht sehn wir sie
In dunkle Nacht gehüllet;
In dieser Zeitlichkeit wird nie
Der heiße Durst gestillet.
Wir müssen nach der Heimath gehn,
Um diese heilge Zeit zu sehn.

Was hält noch unsre Rückkehr auf?
Die Liebsten ruhn schon lange.
Ihr Grab schließt unsern Lebenslauf,
Nun wird uns weh und bange.
Zu suchen haben wir nichts mehr,
Das Herz ist satt, die Welt ist leer.

Unendlich und geheimnißvoll
Durchströmt uns süßer Schauer;
Mir däucht, aus tiefen Fernen scholl
Ein Echo unsrer Trauer.
Die Lieben sehnen sich wohl auch,
Und sandten uns der Sehnsucht Hauch.

Hinüber zu der süßen Braut,
Zu Jesus, dem Geliebten!

Getrost! die Abenddämmerung graut
Den Liebenden, Betrübten.
Ein Traum bricht unsre Banden los,
Und senkt uns in des Vaters Schoos.

— Die Fragmente, abgerissene Gedanken und Denktexte nehmen den größten Theil des zweyten Bandes von Novalis Schriften ein. Durch sie und ihre Mannigfaltigkeit offenbart sich uns der vielseitige, reiche, große Geist voller Stärke und Milde, voll Ernst und Liebe am klarsten. Er brauchte offenbar, wie das auch Lichtenberg von sich sagt, und er selbst an seinen Freund Just schrieb, das Niederschreiben dieser Rhapsodieen als Probstein; nicht als gefundene Wahrheit stehen viele da, sondern als Versuche zur Wahrheit. Sie verbreiten sich über alle Fächer des Denkens. „Er hatte, sagen seine Freunde (Vorr. VII.) den Plan zu einem eignen encyklopädischen Werke entworfen, in welchem Erfahrungen und Ideen aus den verschiedenen Wissenschaften sich gegenseitig erklären, unterstützen und beleben sollten. — Jedem Verehrer der Wissenschaft und Kunst sollte diese Erscheinung wichtig und anziehend seyn, wenn er auch über vieles anders dächte, und anderes ihm fremd und unverständlich

lich dünkte; ein näher befreundetes Gemüth wird in den verschiedensten Gedanken denselben Geist ahnden und sehn; dieses wird ohne nähere Bezeichnung die Ideen finden, die wie aus einem Mittelpunkte alle übrigen verständlich machen." — Hardenberg hatte am Schluß dieser Fragmente, die er von neuem durchsah und Bemerkungen dazu schrieb, gesagt, er erkenne nur weniges zum Druck reif, sehr vieles gehöre zu einer großen wichtigen Idee, der er durch Ausarbeiten des Einzelnen nicht vorgreifen wolle; als Fragment erscheine das Unvollkommne noch am erträglichsten und so sey diese Form der Mittheilung dem zu empfehlen, der noch nicht im Ganzen fertig sey, und doch einzelne merkwürdige Ansichten zu geben habe. — Für Verständige, die diese Fragmente im Sinn des großherzigen Niederschreibers zu lesen wissen, haben daher seine Freunde sicher viele dankbar empfundene schöne Stunden durch die Mittheilung dieses reichen Vermächtnisses ihres geliebten Erblassers herbeygeführt. Durch dasselbe ist uns sein hohes Gemüth, sein kühner Forschungsgeist, aufgeschlossen, mehr, als es durch ganze Bände über einzelne Wissenschaften hätte geschehen

können. Was ist in diesen Bruchstücken nicht der Beobachtung werth! doch unter allen am mehrsten, was er vom höchsten Standpunkt aus voll eines heiligen Sinnes über Religion und Staat, in Bezug auf die neuesten Erscheinungen, philosophirt. Wie ein sterbender Prophet wirft er noch einen Blick auf die tumultvolle Welt, der ihn eben der Friedensengel entführen will, und scheidet mit den gehaltreichen Worten die auch hier schließen mögen:

„Es ist unmöglich, daß weltliche Kräfte sich selbst ins Gleichgewicht setzen! ein drittes Element, das weltlich und überirdisch zugleich ist, kann allein diese Aufgabe lösen. Unter den streitenden Mächten kann kein Friede geschlossen werden; aller Friede ist nur Illusion, nur Waffenstillstand! auf dem Standpunct der Cabinetter, des gemeinen Bewußtseyns, ist keine Vereinigung denkbar. Beyde Theile haben große, nothwendige Ansprüche, und müssen sie machen, getrieben vom Geiste der Welt und der Menschheit. Beyde sind unvertilgbare Mächte der Menschenbrust; hier die Andacht zum Alterthum, die Anhänglichkeit an die geschichtliche Verfassung, die Liebe zu den Denkmalen der Altväter und der alten, glor-

glorreichen Staatsfamilie, und Freude des Gehorsams! dort das entzückende Gefühl der Freyheit, die unbedingte Erwartung mächtiger Wirkungskreise, die Lust am Neuen und Jungen, die zwanglose Berührung mit allen Staatsgenossen, der Stolz auf menschliche Allgemeingültigkeit, die Freude am persönlichen Rechte und am Eigenthum des Ganzen, und das kraftvolle Bürgergefühl. Keine hoffe die andere zu vernichten! alle Eroberungen wollen hier nichts sagen! denn die innerste Hauptstadt jedes Reichs liegt nicht hinter Erdwällen und läßt sich nicht erstürmen. — Wer weis, ob des Krieges genug ist! aber er wird nie aufhören, wenn man nicht den Palmenzweig ergreift, den allein eine geistliche Macht darreichen kann. Es wird so lange Blut über Europa strömen, bis die Nationen ihren fürchterlichen Wahnsinn gewahr werden, der sie im Kreise herumtreibt, und von heiliger Musik getroffen und besänftigt zu ehemaligen Altären in bunter Vermischung treten, Worte des Friedens vernehmen und ein großes Liebesmahl als Friedensfest auf den rauchenden Wahlstätten mit heißen Thränen gefeyert wird. — Nur die Religion kann Europa wieder auferwecken und die Völker versöhnen, und

die Christenheit mit neuer Herrlichkeit sichtbar auf Erden in ihr altes friedenstiftendes Amt installiren. Haben die Nationen alles vom Menschen, nur nicht sein Herz, sein heiliges Organ? — — Das Christenthum ist dreyfacher Gestalt. Eine ist, als Zeugungs-Element der Religion, als Freude an aller Religion. Eine, als Mittlerthum überhaupt, als Glauben an die Allfähigkeit alles Irdischen, Wein und Brodt des ewigen Lebens zu seyn. Eine, als Glauben an Christus, seine Mutter und die Heiligen. Wählt welche ihr wollt, wählt alle drey, es ist gleichviel, ihr werdet damit Christen und Mitglieder einer einzigen, ewigen, unaussprechlichen Gemeinde. Angewandtes, lebendig gewordenes Christenthum war der alte katholische Glauben, die letzte dieser Gestalten. Seine Allgegenwart im Leben, seine Liebe zur Kunst, seine tiefe Humanität, die Unverbrüchlichkeit seiner Ehen, seine menschenfreundliche Mittheilsamkeit, seine Freude an Armuth, Gehorsam und Treue, machen ihn als ächte Religion unverkennbar und enthalten die Grundzüge seiner Verfassung. — Er ist gereinigt durch den Strom der Zeiten; in inniger untheilbarer Verbindung mit den beyden andern Gestalten des

Chri-

Christenthums wird er ewig diesen Erdboden beglücken. — Seine zufällige Form ist so gut wie vernichtet; das alte Pabstthum liegt im Grabe und Rom ist zum zweytenmal eine Ruine geworden. Soll der Protestantismus nicht endlich aufhören und einer neuen dauerhaftern Kirche Platz machen? Die andern Welttheile warten auf Europa's Versöhnung und Auferstehung, um sich anzuschließen und Mitbürger des Himmelreichs zu werden!" —

Joh.

Joh. Jak. Nathanael Neumann,

Prediger zu Loss...w bey Frankfurt a. d. Oder.

geb. d. 6. Febr. 1750.
gest. d. 28. Nov. 1803.

Kein glänzender Held, kein Reformator politischer oder philosophischer Systeme, kein durch große Unternehmungen oder hohe Ehrenstellen ausgezeichneter Sterblicher, war der Mann, dessen Andenken diese Blätter sichern sollen. Aber wenn stilles anspruchloses Verdienst, wenn reges Wirken für Wahrheit und Tugend, wenn dauernder Einfluß eines redlichen Mannes auf die Belehrung, Besserung und Beglückung mehrerer Tausende seiner Brüder, wenn ein gebildeter Geist und ein

ein edles Herz, den guten Namen eines Erdenpilgers begründen, und der Erhaltung bey der Nachwelt werth machen: so wird auch dieser Dahingegangene im Nekrolog eine Stelle verdienen, und es wird sein Bild wenigstens diejenigen, die ihm im Innern und Aeußern ähnlich sind, mit Theilnahme und Liebe für ihren Geistes- und Herzensverwandten erfüllen. Es ist zwar der Sohn des Verstorbenen, der dieses kleine Gemälde seines Lebens entworfen hat; aber der Sohn kann doch mit Redlichkeit versichern, daß er es sich bey dieser Biographie zur strengsten Pflicht gemacht hat, den Menschen vom Menschen wahr sprechen zu lassen. Hat doch Himly, der edle Sohn, auch wahr, und doch kindlich, herzlich, rührend von Himly, dem edlen Vater, geredet.

Neumann ward zu Frankfurt a. d. O. gebohren, wo sein Vater, Johann Neumann, Pastor an der St. Georgen-Kirche in der Lebuser Vorstadt war, und noch jetzt ist dort sein Andenken im Segen. Er hatte diesen redlichen Vater wenig gekannt, denn er starb schon im May 1755 im 36sten Jahre. Als ein fünfjähriger Knabe mit noch 5 Geschwistern verwaiset, mußte dieser

dieser Sohn die Jahre seiner Kindheit, in äußerst dürftigen, traurigen Umständen verleben. Seine Mutter bezog mit ihren Kindern eine kleine, ärmliche Wohnung in Frankfurt, und mußte nun von Wittwenpensionen und Arbeiten ihrer Hände leben; denn ob sie gleich einiges Vermögen besaß, so wurde ihr dieses doch sehr verkümmert. Es brach nemlich damals der siebenjährige Krieg aus, und die Russen, welche nach der Schlacht bey Kunnersdorf die Stadt Frankfurt zum Theil plünderten, ließen auch die Habseligkeiten der armen Wittwe nicht unangerührt. Oft sprach N. davon, wie viel er und die Seinigen damals gelitten hätten; aber mit Achtung und Rührung entwarf er denn auch immer das Bild seiner edlen heldenmüthigen Mutter. Wirklich muß sie eine Frau von seltner Geistesstärke und Gegenwart, und eine Mutter im weitesten Sinne des Worts gewesen seyn. Weit davon entfernt, sich von ihren durch den Krieg verursachten Leiden zu Boden drücken zu lassen, bewies sie vielmehr stets den Muth, die Heiterkeit, die Besonnenheit und Freundlichkeit eines geprüften Weisen, sorgte mit rastlosem Eifer für die Erziehung und Bildung

dung ihrer Kinder, und siegte durch die seltene Kraft ihrer Seele.

Neumann besuchte in dieser Zeit mit seinem jüngern Bruder, dem noch lebenden Inspector Neumann in Templin, die Stadtschule in Frankfurt. Diese Anstalt befand sich damals durch die traurigen Folgen des Krieges im äußersten Verfall; der Rector Christian war ein abgelebter Mann, dem zwar Neumann in Sprachen viel verdankte, bey dem man aber schon alle Kraft vermißte, um das Ganze gehörig zu ordnen. Unter diesen Umständen rieth man seiner Mutter oft, sie möchte ihre jüngern Söhne nicht studieren lassen, da es ihr besonders auch an Vermögen dazu fehlte. Neumann gerieth in spätern Jahren immer in Wärme, wenn er davon sprach, daß man ihm die Quelle seiner reinsten Freuden, das Studieren, hatte verstopfen wollen, und daß unter andern besonders der Professor und Prediger Simonetti dazu gerathen hatte, man möchte ihn ein Handwerk lernen lassen. Aber dazu verstand sich auch die brave zutrauensvolle Mutter nicht; denn ihr lag Geistesbildung des Sohnes zu sehr am Herzen. Indes konnte der letztere seine Bildung bis zur Akademie

auf

auf der Frankfurter Schule nicht erhalten, die Mutter wählte also das damals so berühmt gewordene Pädagogium zu Züllichau, wohin sie ihn schickte. Er wurde dort ein sogenannter Freyschüler, genoß aber dabey doch des höhern Unterrichts im Pädagogium. Mit wenigen Grochsen Reisegeld versehen, verlassen von aller Welt, ohne Bekannte und Befreundete kam er in Zillichau an; aber nur kurze Zeit hatte er die Kost mit den übrigen Freyschülern gemein; bald nahm ihn Steinbart, der damals eben Direktor der Anstalt geworden war, und anfieng, berühmt zu werden, an den zweyten Tisch der Pensionärs, und zeigte sich stets als sein väterlicher Gönner und Freund. Mit dankbarem Herzen gestand es Neumann oft, daß er Steinbarten überhaupt seine erste, eigentliche Bildung verdankte, daß dieser ihn denken gelehrt, ihn mit dem Geist der Wissenschaften bekannt gemacht, und ihn zu dem freymüthigen, liberalen Forschen, das sich nicht in die Fesseln irgend einer Schule schmiegt, geführt hätte. Mit sichtbarer Freude rief er oft die Erinnerung an die glücklichen Jahre zurück, die er in Zillichau verlebte, und als Steinbart noch als Professor in Frankfurt wohn-

wohnte, war er oft und gern in seiner Gesellschaft. Unvergeßlich blieb ihm auch immer die erste Bekanntschaft, die er in Zillichau mit dem Oberconsistorialrath Gedicke machte, der sich mit ihm unter noch kümmerlichern Umständen empor arbeitete, und mit dem er hernach in Frankfurt auf der Universität noch näher befreundet wurde.

Im Jahre 1768 begann Neumann seine akademische Laufbahn zu Frankfurt a. d. O., und widmete sich der Theologie. Hier war damals Töllner alles in allem; wie natürlich, daß er auch Neumanns Lehrer und Führer wurde, der bey ihm seinen theologischen und philosophischen Cursus vollendete, in seinem Hause wohnte, und zuletzt der Lehrer des einzigen Sohnes seines Lehrers wurde. Schon dieser letzte Umstand beweiset, daß Töllner ihn seiner Achtung und Liebe werth hielt. Aber von welcher Achtung und Liebe für Töllner war jener auch wiederum durchdrungen! Verweilte er doch bey dem Rückblick auf sein akademisches Leben stets am liebsten und längsten bey dem vortrefflichen Lehrer und bey dem edlen Menschen Töllner; konnte er doch nie müde werden, Töllners ausgebreitete Gelehrsamkeit,

sei-

seinen liberalen und doch behutsamen Forschungsgeist, seine seltene Gründlichkeit, seinen systematischen, logischen Gang in den Vorlesungen, seinen praktischen Scharfblick, seinen rastlosen Eifer, seine aufopfernde, sich selbst vergessende Thätigkeit, und seine strenge Pflichtliebe zu schildern; war er doch immer sichtbar erwärmt, gerührt und begeistert, wenn er davon sprach, was er diesem seltnen Manne verdankte. So bildete Töllner an ihm und an so vielen andern nicht blos den gelehrten Theologen und den philosophischen Denker, sondern auch den praktischen Volkslehrer durch Unterricht und Beyspiel. Musterhaft war daher immer in Neumanns öffentlichen Vorträgen die strenge Ordnung und logische Disposition der Gedanken, verbunden mit der durchaus praktischen Darstellung.

Natürlich hatte der verdiente Ruf eines Töllners damals eine Menge Jünglinge nach Frankfurt gezogen, von welchen viele durch ihn eine vorzügliche Bildung erhielten; und auch dies wurde für meinen Vater ein neuer Sporn seiner Thätigkeit und eine Quelle mannichfachen Geistesgenusses und vieler edler Herzensfreuden. Er bildete sich während

seines

seines Aufenthalts in Frankfurt unter mehreren studierenden Jünglingen eine eigene gelehrte Gesellschaft; man kam wöchentlich auf mehrere Stunden zusammen, las wechselsweise theologische und philosophische Abhandlungen vor, recensirte sie mit gewissenhafter Strenge, und führte beständig ein wissenschaftliches Gespräch. Daß diese gelehrte Gesellschaft eine edle Tendenz hatte, und viel Nutzen stiftete, muß schon der Umstand beweisen, daß fast alle Mitglieder derselben, früh oder spät nützliche Schriftsteller geworden sind. Ich nenne darunter blos den bekannten Oberconsistorialrath und Probst Zöllner, und den verewigten Gedike in Berlin, den Kammersekretär Streit in Breslau, Herausgeber der schlesischen Provinzialblätter, den Probst Kletschke in Potzdam, den Professer Berends in Frankfurt, den Feldprediger Krüger, Verfasser einer Geschichte des polnischen Insurrektionskrieges. Hier knüpfte denn Neumann auch mit diesen und andern Männern das Band einer wahren, dauerhaften Freundschaft, die auf gegenseitige Achtung gegründet war, und bis zum Tode währte. Sehr glückliche Stunden verlebte Neumann in spätern Jahren noch

öfter

öfter in Berlin, wenn er Gedike und Zöllner wieder sah, und ihm diese würdigen Männer auch jetzt noch die alte Innigkeit und Zuneigung bewiesen. Ein sonderbares Schicksal ist es, daß Gedike mit Neumann in einem Jahre die Erde verließ, und Zöllner fast zu gleicher Zeit so gefährlich erkrankte, daß er ein halbes Jahr nach ihm auch die große Reise antreten mußte, von der er nie wiederkehrt.

An Kopf und Herz gebildet verließ N. im Jahre 1772 die Academie, wo er von Stipendien und eignen Arbeiten gelebt hatte, und wurde in Lossow, eine halbe Meile von Frankfurt, Hauslehrer bey dem Hauptmann und nachmaligen Landrath von Beerfelde. In glücklichere Verbindungen hätte ihn die Vorsehung nicht leicht setzen können, als die waren, in welche er jetzt trat. Der Landrath von Beerfelde war ein sehr redlicher, vielseitig gebildeter Mann, den Friedrich der Einzige so schätzte und liebte, daß er mit vielen Bitten in ihn drang, sein Minister zu werden, (welches aber Beerfelde zu verbitten für Pflicht hielt) und zu dem der große König so königlich sprach: „Ich brauche

Digitized by Google

che einen rechtschaffenen, redlichen Mann, und der ist Er". Beerfelde war ein Menschenfreund im weitesten Sinne, und dabey von seltner Bescheidenheit und Anspruchlosigkeit. Und ganz seiner würdig war seine vortreffliche Gattin. Unter diesen ausgezeichneten Menschen lebte N. wirklich als Freund, als innigst mit allen verbundenes Glied der Familie. Oft versicherte er auch nachher, daß er in diesen Verhältnissen unaussprechlich glücklich gewesen sey. Noch studierten Gedike, Zöllner und andre seiner Freunde, und bald darauf auch sein Bruder in Frankfurt. Bey der Nähe seines Wohnorts an dem Sitze der Musen, wie angenehm wurde da von ihm der Umgang mit seinen Freunden fortgesetzt. Beynahe auf dem halben Wege von Frankfurt nach Lossow liegt in einer romantischen Gegend eine Mühle, jetzt von allen oft besucht, was in Frankfurt Sinn für die schöne Natur hat. Hier war es, wo N. sich oft mit seinen Freunden zusammen fand und mit ihnen Veranlassung dazu gab, daß diese Mühle bald der Lieblingsort der Frankfurter ward. Aber seine Freunde besuchten ihn auch in Lossow, und wurden bald Freunde des Hauses; besonders hielt

sich

sich der allgemein beliebte Zöllner oft mehrere Tage im Beerfeldeschen Hause auf. Und nun noch außerdem die erwünschte Verbindung, in welcher N. durch diesen Wohnort mit mehrern gelehrten Männern Frankfurts und mit den Wissenschaften blieb. Dazu kam, daß sich in Lossow oft eine auserlesene Gesellschaft, sowohl vom Militair, als Civil, versammelte, welches zu seiner Bildung gewiß viel beytrug, und ihn manche interessante Bekanntschaft machen ließ. Dabey war es denn auch vortheilhaft und angenehm für ihn, daß er nur Einen fünfjährigen Zögling von äußerst trefflichen Anlagen hatte, der ihm nie Verdruß machte und ihm an eignem Fortstudieren nicht hinderlich war. Doch die Vorsehung hat ihn an diesem hoffnungsvollen Eleven nur Blüthen sich entfalten, aber keine Früchte reifen sehen lassen. Denn er starb schon im 12ten Jahre, nachdem N. kaum ein Jahr das Beerfeldesche Haus verlassen hatte.

Fünf Jahre verlebte er auf diese Weise sehr glücklich als Hauslehrer, als er im Jahre 1776 zum Prediger auf einem der Universität zu Frankfurt gehörenden Dorfe, Döbberin, erwählt wurde. Er brachte

aber

aber dort nicht viel länger als ein Jahr zu, und wurde von seinem edlen Gönner Beerfelde als Pastor nach Lossow berufen. Hier verheirathete er sich mit seiner noch lebenden Gattin, Amalie geb. Chaliè, welche während seines Hauslehrerstandes im Beerfeldeschen Hause Gouvernante gewesen war. Nun trat er abermals in die glücklichsten Verhältnisse. Ganz als Freund behandelt war er mit seiner Gattin fast täglich in den ihm so theuern Kreise der Beerfeldeschen Familie, wurde abermals Lehrer der jüngern Kinder seines Gönners, und genoß alle Freuden, die ihm die schöne Lage des Orts und dessen edle Bewohner so reichlich darboten.

Von nun an beschäftigte er sich anhaltend mit der Schriftstellerey. Schon während seines akademischen Lebens hatte er eine kleine Sammlung Fabeln und einige Aufsätze in einem damals in Frankfurt erscheinenden Journale herausgegeben. Es war das Fach der Romane, welches er während der ersten Jahre seiner Amtsführung erwählte, um sich dem Publikum bekannt zu machen. Die Erfahrung hat es an mehrern Schriftstellern in diesem Fache bewiesen, daß das erste Produkt ihres Geistes, welchem sie

bey einer gewissen Reise das Daseyn gaben, dasjenige war, bey dem die Musen ihnen am meisten hold waren, und das ihnen den allgemeinsten Beyfall erwarb. Diese Erfahrung bestätigte sich auch bey dem ersten Roman, welchen N. in die Welt förderte; bey seiner Therese v. Silberbach (1783). Dieser Roman war zwar kein Kunstwerk, welches den strengen Forderungen der Kritik entsprach; aber er verräth den denkenden Kopf, den guten Beobachtungsgeist und das reine Gefühl des Verfassers fürs Gute und Schöne, er verräth den liebenden Gatten, den zärtlichen Vater, den treuen Freund; die einzelnen Begebenheiten der Geschichte sind gut zum Ganzen geordnet, und der Styl ist korrekt und edel; besonders aber spricht die liebenswürdige ganz auf das wirkliche Leben Bezug habende Individualität das Herz dessen an, der in ähnlichen Verhältnissen, als die hier dargestellten, gelebt hat. Berücksichtigt man bey der Beurtheilung dieses Buchs den damaligen Zustand unsrer ästhetischen Literatur und die Seltenheit auch nur mittelmäßiger Romane zu der Zeit, als Therese von Silberbach erschien; so wird man gewiß gern zugeben, daß N.

für

für die damalige Zeit einen guten Roman geschrieben hat, wie denn auch der Verfasser die Freude hatte, daß dieses Kind seines Geistes zwey Auflagen erlebte und in das Holländische übersetzt ward. Weniger Beyfall scheinen seine nachmals herausgegebenen Romane: die Bisiten; Mamsell Fikchen; Auguste und Friederike; Reisen auf die Heirath, gefunden zu haben, worin er sich zu wenig nach dem neuen veränderten Geschmack gerichtet und sich zu sehr in dem nämlichen Kreise herumgedreht hatte, welches wohl mit daher kam, weil seine äußern Umgebungen größtentheils dieselben blieben, und seine Lebensweise immer ganz einfach war.

Im Jahre 1793 trat er auch als theologischer Schriftsteller auf mit seinen freymüthigen Betrachtungen über das Predigtwesen, welche viele nützliche auf eigne Erfahrung gegründete praktische Fingerzeige und so manche noch lange nicht genug beherzigte Wahrheiten und Bemerkungen enthalten. 1799 gab er seinen Urbanus Rhegius den Zweyten heraus, welches zur Zeit, als das Religionsedikt im Preuß. mit seinen Handhabern die freyen Geister zu

fesseln bemüht war, die Censur nicht passirte, ungeachtet mehrere Recensenten hernach den Verfasser einer zu großen Anhänglichkeit an das Alte beschuldigten. Noch fand man unter seinem Nachlaß ein Manuscript: über den Einfluß der Zeitphilosophie auf die Volksmoral, und ein anderes: über Fichte und die neueste Philosophie. Gern wird der Unpartheyische zugeben, daß alle diese Schriften Neumanns nicht einen solchen Grad der Vollendung hatten, daß sie ihm einen großen Ruf in der gelehrten Welt verschaffen konnten; aber sie werden immer den stets mit der Zeit fortgeschrittenen Selbstdenker, den edlen für Wahrheit und Tugend erwärmten Mann, den guten Beobachter der Menschen und ihrer Verhältnisse, und den praktisch-nützlichen Volkslehrer in dem Verf. entdecken lassen; sicher sind sie manchem lehrreich oder ermunternd gewesen.

Es ist schon oben bemerkt worden, daß Neumanns Lebensweise sehr einfach war, wie die Lebensweise der meisten Landprediger, und ungewöhnliche, merkwürdige Schicksale trafen ihn in den ersten 25 Jahren seiner Amtsführung auch nicht. Daher giebt denn auch

auch sein Leben in dieser Rücksicht sehr wenig Stoff zu einer allgemein interessanten Beschreibung. Die Vorsehung hatte ihm beynahe 26 Jahr ein seltnes glückliches Loos beschieden. Er und seine Gattin liebten sich in Wahrheit unaussprechlich und mit einer jugendlichen Innigkeit bis zum Tode. Sechs Kinder, die aus dieser Ehe entsproßten, blieben während dieses Zeitraums am Leben, und er schrieb selbst noch kurz vor seinem Tode seinem Bruder: „Was war ich für ein glücklicher Vater!“ Den ältesten seiner Söhne sah er in dem Jahre seines Hinscheidens in der Nähe seines Wohnorts als Prediger erwünscht versorgt, und die älteste Tochter in einem angränzenden Dorfe als Erzieherin der Kinder eines adelichen Hauses in angenehmen Verhältnissen. Er selbst erfreute sich einer fast ununterbrochenen Gesundheit bey voller Lebenskraft. Mit dem Patron des Orts blieben seine Verhältnisse auch da noch angenehm, als sein alter edler Gönner Beerfelde ihm durch den Tod entrissen worden war. Und in seinem Amte wirkte er mit so rastloser Thätigkeit und seltner Freudigkeit, daß er noch in seiner Krankheit äußerte, er würde ein Amt, welches ihn so glück-

glücklich mache, um keine noch so große Schätze und Freuden der Erde aufgeben können. Hierzu hatte ihm die Natur ein so glückliches Temperament verliehen, daß er stets heitern Geistes, frohen Muthes und ungetrübter Zufriedenheit blieb; wie schön war ihm also das Loos seines Erdenlebens gefallen! Das fühlte er auch selbst und äußerte darüber frohen Dank gegen die Gottheit. Besonders lebhaft war seine Freude als er 9 Monate vor seinem Tode mit seiner Gattin das silberne Hochzeitfest feyerte. Unaufgefordert besuchten ihn an diesem Tage seine nähern Freunde aus Frankfurt und der umliegenden Gegend, und hier wurde denn recht eigentlich ein frohes häusliches, rührendes Familienfest begangen. Wie glücklich N. sich selbst als Gatte und Vater dabey fühlte, das mögen die wenigen Verse sagen, die er an jenem Feste seiner theuern Gattin überreichte:

Mögen Florens Kinder ihn auch nicht umblühn,
Mag der grause Nordwind ihn umstürmen,
Mögen finstre Schneegewölke sich um ihn
Weit umher auf Schneegewölke thürmen;
Bleibt er doch ein Tag der Wonne mir,
Dieser Tag, Amalie, da wir

Einst

Einst der Liebe Bündniß knüpften,
Und, als ich an deiner treuen Hand
Ganz das Glück, geliebt zu seyn, empfand,
Uns die Grazien umhüpften.
Treu vereint sahn fünf und zwanzigmal
Wir der Jahreszeiten Wechsel vor uns über fliehen;
Und nie, nie beschlich uns Reue unsrer Wahl,
Fühlten Freude nur in uns entglühen.
Ist er einst noch fünf und zwanzigmal,
Dieser Jahreszeiten Wechsel vor uns über,
Kaum von uns bemerkt, geflohn:
Sey dann unser Auge drum nicht trüber,
Schall nicht minder unser Jubelton!
Zittern wir dann gleich am Pilgerstabe
Hin zum nahen offnen Grabe,
Jauchzt dann doch mit uns zum Sternenzelt,
So wie heute unsre frohe Kinderwelt,
Unsre frohe Enkelwelt.

Auffallend traurig ist es, daß von der gar nicht zahlreichen Gesellschaft biedrer Menschen, welche Neumanns Ehefest in seinem Hause versammelt hatte, nach einem Jahre schon 6 Personen die Erde verlassen hatten!

So genoß also N. beynahe 26 Jahr ein fast ganz ungetrübtes Glück. Aber war beson-

besonders der Anfang seines letzten Lebensjahres dadurch so reich an Freuden für ihn, daß er jenes Ehefest feyerte, und seinen Sohn ins Amt, und in eine glückliche Ehe treten sah: so häuften sich in der Mitte und am Ende dieses Jahres die härtesten und bittersten Leiden für ihn und die Seinigen. Seitdem seine Söhne theils erwachsen, theils auf eine öffentliche Anstalt gegeben waren, hatte er sich mit der Erziehung und Bildung zweyer Pensionärs beschäftigt. Davon starb im Frühlinge 1803 ein hoffnungsvoller Knabe, den er wie seinen eignen Sohn liebte. Im August überfiel ihn selbst die nämliche Krankheit, woran sein Zögling gestorben war und er lag mehrere Wochen ohne Hoffnung darnieder. Doch genaß er völlig zu seiner und aller andern Verwunderung, gleichsam um noch vor seinem Tode den bittersten Kelch der Leiden zu trinken. Nachdem er kaum das Bette verlassen hatte, bekamen seine beyden ältesten erwachsenen Töchter, die ihn in seiner Krankheit mit sich selbst vergessender Liebe gepflegt hatten, dasselbe hitzige Nervenfieber, welches er überstanden hatte, und wurden innerhalb vier Tagen in der Blüthe jugendlicher Kräfte ein Raub des

Todes

Todes; und mit ihnen lag sein jüngster Sohn gleichfalls ohne Hoffnung. Nun denke man sich den zärtlichen Gatten bey dem Anblick einer durch achtwöchentliches Nachtwachen und durch den Verlust zweyer erwachsener Töchter tief zu Boden gedrückten Gattin; man denke sich den gefühlvollen durch seine Kinder bis jetzt so glücklichen Vater, der sich sagte: „dir haben deine Töchter ihr Leben zum Opfer gebracht!“ man denke sich den Mann, der bis dahin nie einen ähnlichen harten Schlag erfahren hatte, auf einmal der theuersten Glieder seiner Familie beraubt, und selbst noch kaum genesen von der schwersten Krankheit; man denke sich dies alles und man wird es empfinden, wie Neumanns Herz in seinem Innersten unheilbar verwundet seyn mußte. Und dennoch schien sein äußrer Mensch immer zuzunehmen an Kräften, und sein Inneres vermied es zu öffnen, wenn von seinen Leiden die Rede war. Schon verrichtete er wieder alle seine Geschäfte, schon machte er Spatziergänge von mehr als einer Stunde, und die Röthe seiner Wangen kehrte wieder; noch lange hofften die übrig gebliebenen Seinen ihn zu behalten. Aber der Gram nagte tief verborgen

gen an seinem Herzen, er äußerte es selbst seinem Sohne, daß er den Schmerz nur zu verbergen suche, um seine Gattin nicht noch tiefer zu beugen, daß er hier doch nicht mehr glücklich seyn könne, daß es seine erste Freude seyn solle, wenn er die geliebten Töchter in der bessern Welt wiedersehen würde. Bis zu der Woche vor seinem Tode blieb er jedoch dem Anschein nach wohl; nun aber wurde er bleich und sein Gang unsicher. Flehentlich wurde er gebeten, zu seinem Freunde, den berühmten Doktor und Prof. Berends zu schicken und ihn von seiner zunehmenden Schwäche zu benachrichtigen; aber alles Bitten war umsonst, er täuschte sich selbst und war der Meynung, daß er hämorrhoidalische Zufälle bekäme, welche der Gesundheit zuträglich wären, und wobey es keines Arztes bedürfe. Nun drang man in ihn, wenigstens seine in der letzten Woche sich häufenden Amtsgeschäfte einem andern zu übertragen, allein man hörte immer die Antwort: „Wozu hat mir denn Gott meine Kräfte wieder gegeben? Es ist mir unerträglich einen andern für mich arbeiten zu lassen, und mir wirds auch nicht sauer.“ — So blieb er bis den Sonnabend vor seinem Tode

(er

(er starb den Montag) immer thätig, unterrichtete noch seine jüngern Töchter, und memorirte seine Predigt zum Sonntag; doch mußte er sich Sonnabend gegen Mittag niederlegen, weil nach seiner Meynung ein Katharr im Anzuge war. Aber es war der Tod, der sich ihm näherte, ohne daß er selbst und die Seinen ihn ahneten. Sonntags bekam er Arzneyen von seinem Arzte Berends mit einem sehr theilnehmenden Brief; er schlief die Nacht zum Montag gut, sagte gegen Mittag seiner ziemlich muntern Gattin, er wolle nun etwas ruhen; und da sie ihrem Geschäfte nachgieng, entschlief er für immer; die Gefährtin seines Lebens fand ihn nach ihrer hälbstündigen Rückkunft entseelt, in eben der ruhigen Lage, wie sie ihn verlassen, vom Schlage getroffen.

Welch einen redlichen, guten, edlen Mann die Erde an ihm verlor, das bewieß die allgemeine Trauer bey seiner ersten Krankheit, und die vielen Thränen, welche bey seinem Tode flossen. Der menschenfreundliche Landrath van Schöning, ein Schwiegersohn des edlen Beerfelds, der nun schon seit vielen Jahren in Lossow wohnte, gab gleich im Anfang der Krankheit ein Gespann seiner

Pferde

Pferde zur beständigen Disposition des Patienten, um täglich einigemal den Arzt aus Frankfurt zu holen, und überdies versahe er den Kranken reichlich mit den theuren Weinen, welche bey der neuen Kurart erfordert wurden. Ueberall wurde der Wagen, welcher den Arzt holte, in Frankfurt von theilnehmenden Menschen angehalten, welche sich angelegentlich nach dem Zustand des Kranken erkundigten! und die waren oft nicht einmal nähere Freunde, sondern nur Bekannte, mit welchen Neumann wenig Umgang gehabt hatte. Aber seine näheren Freunde besuchten ihn selbst und zeigten eine peinigende Ungeduld nach Nachrichten von seinem Befinden. Und wie allgemein und schmerzlich war nun die Trauer bey seinem Hinscheiden, wie tief die Wehmuth seiner Gemeine. Man wollte ihn still an der Seite seiner Töchter in die Gruft senken! aber die Gemeine, die ihn als Freund und Vater liebte, versammelte sich dennoch um seine Bahre, und begleitete ihn in stiller Wehmuth zum Grabe. Welche tiefe, unaussprechliche Rührung durchdrang hier aller Herzen, als ein 70jähriger Greis mit völlig weißem Haupte unter erschütternden Thränen in die Worte ausbrach: Wie gern

hätte

hätte ich mich für ihn ins Grab gelegt! Kaum vermochte es der Sohn des Seligen nach einer solchen Scene nur die wenigen Worte der Gemeine zuzurufen: Er ist eingegangen zu seines Herrn Freude!

Doch Denkungsart, Gewohnheit zu handeln, Pflichterfüllung machte ihn auch dieser allgemeinen Achtung würdig. Was man im gewöhnlichen Sinne ein gutes Herz nennt, die natürliche Anlage zum gutmüthigen, gefühlvollen, theilnehmenden, liebreichen Menschen, war ihm zu Theil geworden. Aber er setzte diesen natürlichen Anlagen zum guten Menschen durch selbst erworbene Grundsätze und einen festen guten Willen die Krone auf. Daher zeichnete ihn eine stets rege Theilnahme an dem Wohl und Weh seiner Brüder so rühmlich aus; daher war es ihm Wonne, andern gefällig und nützlich zu seyn; daher war er ein so aufrichtiger, biedrer und herzlicher Freund, wie es wenige giebt; daher waren Liebe und Wohlwollen in seinem Herzen stets die herrschenden Gefühle, und Menschenhaß ihm ganz fremde. Diese Vorzüge seines Herzens, verbunden mit seinem lebhaften, heitern, gebildeten Geiste, und mit einem nicht selten recht glücklichen, obwohl zuweilen

weilen nur aus einem kleinern Beobachtungskreise hergenommenem Witze, machten ihn auch zum angenehmen Gesellschafter. Oft ließ er hier seinem Hange zur Satyre freyen Lauf; aber ihr Stachel verwundete keinen, und selbst wenn er absprechend zu urtheilen schien, machte seine überall durchscheinende Gutmüthigkeit alle seine Aeußerungen milder, und für keinen beißend, niemals kränkend, nie beleidigend, sondern im Gegentheil schuldlos unterhaltend für die Gesellschaft. Zum Beweise, wie sehr ihn sein edler Charakter vor den Fehlern bewahrte, die bey einem lebhaften, humoristischen Geiste so leicht begangen werden, diene die Bemerkung, daß er sich nie mit irgend einem Menschen erzürnte, nie einen Feind hatte, nie eine Beleidigung erfuhr, und auch in Amtsverhältnissen und in Fällen, wo sein Interesse ins Spiel kam, jederzeit schonend nachgab, stets Frieden erhielt und aller Herzen gewann.

N. verband mit seinem guten Herzen auch einen guten Willen; er war auch ein pflichtliebender, tugendhafter Mann. Rastlos war seine Thätigkeit, unermüdet sein Eifer in der Erfüllung seiner Obliegenheiten.

In

In der Nähe von Frankfurt hatte er oft Gelegenheit, Candidaten für sich predigen zu lassen; aber nach seiner Aeußerung hielt er's für pflichtwidrig, davon Gebrauch zu machen, so lange er gesund sey. Und da seine Gesundheit fast ununterbrochen bis zum Jahre seines Todes währte, so entschloß er sich nur einigemal, junge Männer um ihrer selbst willen seine Kanzel betreten zu lassen. Dagegen unterstützte er selbst Prediger in der Stadt; es war ihm Freude, auch hierin andern zu dienen, wenn sein eignes Amt darunter nicht litt. Oft war sein Sohn Zeuge davon, wie er dem Vergnügen der gesellschaftlichen Unterhaltung entsagte, und auf manche Erholung Verzicht that, um Amtsgeschäfte, die auch hätten aufgeschoben werden können, genau zu der Zeit zu verrichten, wenn es ein Glied der Gemeinde wünschte; auch darin wollte er der Gemeinde Vorbild seyn, daß er alle Berufsgeschäfte ohne Ausnahme dem Vergnügen vorzog. Wahrlich von ihm kann man mit fester Ueberzeugung sagen, daß er wissentlich keine Pflicht versäumte, daß er den Ruhm der strengsten Gewissenhaftigkeit mit ins Grab genommen hat.

War

War er in seinem Amte unermüdet wirkend, so war er auch in seinem Hause stets thätig. In seinen frühern Jahren beschäftigte ihn die Schriftstellerey und der Unterricht der Kinder seines Patrons anhaltend. Und diese Beschäftigungen trieb er auch nachmals noch fort, als ihm die Unterweisung seiner eignen Kinder viel Zeit raubte. Bis zum 13ten Jahre unterrichtete er seine Söhne selbst mit zärtlicher Sorgfalt und Anstrengung, und seine Töchter bildete er vereint mit seiner Gattin. Unvergeßlich bleibt daher auch in dieser Rücksicht seinen Kindern der redlichste Vater, der nur seiner Familie lebte, und den Seinigen die Stunden der Muse widmete, um ihnen seinen Umgang theils durch festgesetzte Lehrstunden, theils durch nützliche und angenehme Lektüre, lehrreich und bildend zu machen. Nach seiner Aeußerung hatte man ihm den Unterricht anfangs so schwer gemacht, durch einen geistlosen Schlendrian; daher gieng sein Bestreben dahin, seinen Söhnen den Unterricht leicht zu machen. Gieng er hierin etwas zu weit, schmiegte er sich besonders in dem Sprachunterricht zu sehr an die Basedowsche Methode, so mag er als Lehrer hin und

wie-

wieder gefehlt haben, aber er fehlte aus inniger, väterlicher Zärtlichkeit, und sein Sohn wird es ihm ewig danken, daß er ihn mehr mit dem Geiste der Alten bekannt zu machen suchte, als an ihren Gedankenzeichen zerren lehrte.

Eine seltne Harmonie der Seelen, eine seltne Innigkeit der Herzen knüpfte das eheliche Band mit seiner Gattin immer fester. Auch nicht die kleinste Störung litt hier das gegenseitige friedliche, zärtliche Verhältniß. Von allen, die beyde Gatten näher kannten, wurde ihr eheliches Glück als das höchste und ihr gegenseitiges Benehmen als ein Muster gepriesen und Manchen erfüllte das Anschauen ihrer stets jugendlich-zärtlichen Liebe mit einer frohen Rührung. Aber selten werden auch Menschen in allen Beziehungen so für einander gehören, als diese Verbündete; selten wird aber auch der Tod einer zurückbleibenden Gattin so unheilbare Wunden schlagen, als Neumanns Lebensgefährtin bey seinem Hintritt erlitt.

Schon oben ist bemerkt worden, daß er in den Wissenschaften beständig mit der Zeit fortzuschreiten gewohnt war. Davon zeugen seine spätern Schriften, davon zeugte

auch das große Interesse, mit welchem er über die neuern Veränderungen in der Theologie und Philosophie sprach. Gegen die kritische Philosophie schien er stets eingenommen zu seyn, weil ihm ihre Anwendbarkeit aufs Leben nicht einleuchtete, und sie von so vielen mehr gemißbraucht worden war, als andere Systeme. Allein dem Philosophen Kant ließ er stets Gerechtigkeit wiederfahren. In Hinsicht der Moral-Philosophie war er keinesweges ein grober Eudämonist, sondern es genügte ihm mehr das Vollkommenheits-System. Im Felde der Theologie bewegte er sich immer mit dem fesselfreyen Geiste, den ihm Töllner eingeflößt hatte; er scheute keine Untersuchung, gab das Unhaltbare älterer Vorstellungsarten auf, und machte sich gern das Neue zu eigen, wenn er es für wahr und gut hielt. Dabey hielt er sich doch immer in den Gränzen einer weisen Mäßigung, und nichts war ihm mehr zuwider, als jener stürmende, alles niederreißende Reformationsgeist in der Theologie, der nur aus Dünkel und Ruhmsucht nach dem Neuen hascht, und unbesonnen genug ist, selbst den Schwächern die Stützen ihres Glaubens und ihrer Tugend

zu

zu rauben, ohne ihnen etwas Besseres dafür geben zu können. Ueberhaupt gehörte N., was seine theologische Denkart betrifft, zu den moderaten Theologen, die sich auf geläuterten und aufgeklärten Offenbarungs-Glauben stützen; vielleicht kam seine Denkart hierin der des D. Morus, so wie sie der Nekrolog dargestellt hat, am nächsten; so wie jener verdiente aber auch N. den Namen eines frommen Mannes, dessen innere Religiosität sich durch unerschütterten Glauben, unermüdetes Wirken, Gott ergebenes Dulden und frohes Hoffen bewährte.

Mit diesen natürlichen und erworbenen Geistes- und Herzens-Vorzügen erfreute er sich zugleich eines festen, gesunden Körpers und solcher Dispositionen, welche man gewöhnlich ein glückliches Temperament nennt. Ungestörte Heiterkeit und ungetrübter Frohsinn begleiteten ihn durchs Leben; stets leuchtete Zufriedenheit und frohe Laune aus seinen Aeußerungen hervor, nie vermochten die äußern Dinge ihn zu verstimmen; seine Heiterkeit konnte nur der Verlust geliebter Menschen und getäuschte Hoffnungen von Menschengüte stören. Aber erkrankte eines von den Seinen, wurde ihm ein Freund durch

den Tod entrissen, so war sein sanftes, zartfühlendes Herz sehr tief verwundet, so griff eine stille Wehmuth sichtbar seinen Körper an, so war er in sich gekehrt, ängstlich, tief zu Boden gedrückt. So kann man sich erklären, wie der Gram über den Tod seiner geliebten Töchter seine kaum wiedergekehrte Kräfte verzehrte und seinen Hintritt beschleunigte.

Dies ist das unvollkommene Bild eines Mannes, von dem die Seinigen glauben, daß er's verdient, der Vergessenheit entrissen zu werden. Im Stillen hat er des Guten viel verbreitet; möchte die Beschreibung seines thätigen Lebens und seines frommen Wirkens noch manchen für's Gute erwärmen, und im heiligen Eifer für Wahrheit, Tugend und Menschenwohl muthiger machen. Du aber, edler Geist des vollendeten Edlen! genieße nun ganz und in süßer Wonne der Seligkeit, die Dir im bessern Lande, durch höheres Wirken bereitet wird. Mir hat es den bittern Schmerz der langen Trennung von Dir gemildert, als ich Dein Bild entwarf; Dir würde es unaussprechliche Freude seyn, wenn ich es Dir sagen könnte, was ich für Dich fühle. Dir danke ich die Bildung

dung meines innern Menschen, Dir die Freiheit meines Geistes und die Liebe zum Unendlichen. Aber warum kann doch der Mensch auf der Erde nie dem Menschen alles sagen, was er für ihn fühlt; warum schmachtet doch das Herz vergebens nach einer vollen Mittheilung, deren seliges Entzücken es ahnet? Damit sie nicht in uns ersterbe, die Sehnsucht nach jenem bessern Lande, wo ich Dich einst wiederfinde, seliger Geist, wo alle befreundete verwandte Seelen, die sich hier nicht sagen konnten, wie viel sie sich waren, sich erst ganz verstehen und freyer sich äußern werden.

N.

Ur.

Dr. Ernst Gottfr. Baldinger,

Churhessischer Geheimer Rath und Leibarzt, erster Professor der Medicin zu Marburg, vieler Akademien der Wissenschaften Mitglied.

geb. d. 13. May, 1738.
gest. d. 2. Jan. 1804.

Ohne Frage einer der größten Aerzte und Literatoren des achtzehnten Jahrhunderts! Ein Mann mit vielen Eigenthümlichkeiten, über dessen Hauptwerth es aber nur Eine Stimme giebt *).

Sein

*) Die nachstehende Biographie folgt hauptsächlich der memoria, die im Nahmen der Marburger Universität sein damaliger College Creuzer, jetzt Professor in Heidelberg, schrieb. 1804.

Digitized by Google

Sein Großvater verließ zugleich mit der katholischen Religion die Schweiz und den Breisgau, wo diese Familie zu Hause ist, lernte in Straßburg die Strumpfweberey, und errichtete dann zu Erfurt eine Fabrik dieser Art, die über dreyhundert Menschen in Nahrung setzte. Von Dankbarkeit für diesen verspürten Seegen in seinem Gewerbe einst ganz durchdrungen, warf er sich mit seiner Gattin, die ihm aus Straßburg gefolgt war, auf die Knie, und that ein Gelübde, daß sein erstgebohrner Sohn, und so der erste Sohn aller seiner Nachkommen, immer dem geistlichen Stand in der lutherischen Kirche gewidmet seyn sollte — ein Umstand, der nachher großen Einfluß auf die Studien seines Enkels, des berühmten Arztes, gehabt hat.

Dieser wurde den 13. May, 1738 in Groß-Vargula, einen uralten Flecken im Erfurtischen Gebiete, gebohren, wo sein Vater, Johann Friedrich, als geachteter Prediger lebte, ein frommer und gelehrter Mann, zunächst durch jenes Gelübde in den geistlichen Stand geführt, und entschlossen, auch diesen seinen einzigen Sohn wieder dafür zu erziehen. Die Mutter, Barbara Sahl, eine

Pre-

Predigerstochter aus Bindersleben bey Erfurt, stammte von Dr. Luthers Nachkommen her.

Nach dem ersten Unterricht in der Religion, den er von seinem Vater selbst erhielt, that ihn dieser 1751 auf das Gymnasium zu Gotha, an dem damals Stuß Rector war, ein Schulmann von umfassenden Kenntnissen, den, wie seine vielen Programme zeugen, die gesammte Literatur interessirte, so daß in dieser Hinsicht Baldinger späterhin das Gepräge seines treuen Schülers trug. Auch ehrte er diesen Lehrer noch bis in seine späte Zeit *). Dann kam er (1753) auf das Gymnasium nach Langensalza, welches seinem Geburtsorte näher lag, und hatte dort zu Lehrern den Rector Meiners und

*) Wenige Jahre vor seinem Tod suchte Baldinger noch sehr ernstlich nach einigen selten gewordenen Programmen seines Lehrers Stuß, dessen Andenken er bey dieser Gelegenheit mit großer Achtung erneuerte; jene kleine Schulschriften, fehlten ihm einzig in seiner sonst vollständigen Sammlung von Stussianis, und er bat seinen Correspondenten in Gotha, sie ihn um jeden Preis zu verschaffen. S.

und Lindner, der späterhin nach Arnstadt als Director der Schule kam, und als ein munterer Greis jetzt noch lebt.

In Langensalza faßte Baldinger zuerst Vorliebe für die medicinischen Studien. Sein Vater, besorgt auch für die sittliche Ausbildung seines einzigen Sohnes, hatte ihn in die Wohnung und an den Tisch eines dortigen Apotheker Seebach gegeben. Hier bewirkte der tägliche Anblick von medicinischen Gegenständen und ihrer Bereitung eine solche Vorliebe für die Arzneywissenschaft bey ihm, daß er alle freyen Stunden darauf verwendete und mit Hand anlegte. Daher entstanden viele Klagen von Seiten des Lehrers des Hebräischen, welches Baldingern an sich zuwider war, und das er als künftiger Arzt zu seiner Vorbereitung für überflüßig hielt, da hingegen sein Vater wünschte, daß er gerade hierin als Theolog sich auszeichnen möchte. Und so gieng es fort, daß der Vater ihn auf der Universität mit der Theologie beschäftigt glaubte, während er ganz in der Medicin lebte und webte, bis sich endlich der Vater zum Nachgeben in die Neigung des Sohnes genöthigt sah.

Die

Die nächste Universität, die dieser nachherige Bewohner so vieler Akademien besuchte, war die vaterländische zu Erfurt, 1754. Da waren in Philosophie und Medicin Adlung, Heß, Grant, Baumer, Riedel, Knipphof, Nunne, und besonders Mangold seine Lehrer. Auch nahm er noch fortgesetzten Unterricht im Lateinischen und Griechischen, und um seinem Vater Gehorsam zu leisten, selbst im Hebräischen.

Zwey Jahre darauf setzte er in Halle seine medicinischen Studien unter Böhmer, Eberhard, Jampert, Buchner fort, und 1757 besuchte er Jena, besonders um unter Darjes und Succow Philosophie und Mathematik zu treiben, und unter Faselius und Kaltschmid Medicin. Dann studierte er wieder ein Jahr in Erfurt; sein lieber dortiger Lehrer Mangold, dessen Andenken Baldinger nachher durch eine öffentliche Rede ehrte, nahm ihn nun in seine Freundschaft und täglichen Umgang auf, und leitete ihn zum Lesen der vorzüglichsten Aerzte an. So studierte er jetzt den Hippokrates und dessen Ausleger, den Sydenham, Morton, Werlhof, Huxcham, und richtete überhaupt seine Studien dahin, um wieder als Lehrer der

Arz-

Arzneywissenschaft auftreten zu können. 1760 disputirte er zur Erlangung der Doctorwürde in Jena unter Nikolai, und fieng an, mit Beyfall Privatvorlesungen daselbst zu halten.

Nun sollte er nach dem Willen seines Vaters nach Erfurt zurückkehren, dort eine reiche, für ihn schon bestimmte Frau heirathen, und von seinem und ihren ansehnlichen Vermögen leben. Das war aber nicht der Sinn dieses für seine Wissenschaft, ihre Ergründung und nützliche Anwendung einzig lebenden Jünglings. Der längere Zeitraum, den er auf seine Studien mit Sorglosigkeit hatte wenden können, und der Umgang mit dem gelehrten Mangold, hatte ihn mit einer zu ernsten Liebe seines Fachs erfüllt, um auf der erreichten Stufe stehen zu bleiben. Damals im siebenjährigen Kriege war eine große Nachfrage nach jungen Aerzten für die Lazarethe; auch Baldingern wurde ein solcher Platz in der preußischen Armee angeboten; mit Freuden nahm er ihn an, als eine Gelegenheit, zu seiner gelehrten Kenntniß der Medicin nun auch noch eine vielfache Erfahrung hinzufügen zu können.

Er begab sich also im Frühjahr 1761 in das preußische Lager bey Torgau, und

wurde,

wurde dort durch seine Geschicklichkeit und seinen Eifer bald der Gegenstand der allgemeinen Achtung. In den 18 Monaten, die er sich hier aufhielt, war er nicht nur als Arzt in der größten Thätigkeit um die Betten der Kranken, sondern hielt auch noch, auf des General-Staabs-Medicus Cothenius Anordnung den Wundärzten bey der Armee, deren Anzahl über hundert war, medicinische Vorlesungen; unter andern las er auch Physik über Eberhards Compendium, worin selbst Staabs- und Oberchirurgen seine Zuhörer waren. Er hingegen ergriff hier auch wieder jede Gelegenheit zu Fortschritten; der Generalchirurgus Bilguer las über Chirurgie, Heinrici über Bandagenlehre: „ich war selbst, so sagt Baldinger, in diesem Collegio sein Lehrling, lernte Charpie zupfen, Plümaceaux, Bourdenets, Gatraus machen, und alle Arten von Binden anlegen.“

Von seinem großen Gönner Cothenius erhielt er im Herbst 1762 die Erlaubniß, von Torgau nach Wittenberg zu gehen, wo er noch die berühmten Aerzte Triller, Langguth, Böhmer, benutzen wollte. Dieser Aufenthalt in Wittenberg wurde ihm sehr vortheilhaft und angenehm; man beehrte ihn

mit

mit dem Diplom eines Doctors der Philoso-phie, und auch Männer außer der medicini-schen Facultät, Hiller, Wilke, Ritter, und der Theolog Weikhmann, wurden seine in-nigsten Freunde. Er vertheidigte dort von Lu-thers Kathedra (1763) seine Diss. von den Krankheiten der Soldaten, besonders in der preußischen Armee. Den Stoff zu dieser wichtigen Schrift hatte er das Jahr vorher, nicht aus Büchern, sondern aus eigner An-sicht, gesammelt, als er den Auftrag erhielt, alle Lazarethe bey der Armee des Prinzen Heinrich zu visitiren; er hatte das mit allem Eifer eines für seine Kunst lebenden jungen Mannes gethan, wichtige Erfahrungen ge-macht, sich aber auch dadurch, daß er den ganzen Tag an Krankenbetten — und an welchen! — verweilte, und alles mit Sorgfalt untersuchte, eine tödtliche Krankheit zugezo-gen, die er in dieser Schrift selbst beschreibt, und von der er nur langsam wieder hergestellt wurde. — Der reiche Inhalt dieser akade-mischen Schrift bewog ihn nachher, die Sa-che noch einmal in seinem Buche, „von den Krankheiten einer Armee aus eignen Wahr-nehmungen," zu behandeln, welches zwey Auflagen erlebte. — So setzte sich dieser

feurige

feurige junge Arzt bey aller Genußfähigkeit einer frohen Jugendzeit aus Liebe zu seiner Kunst den beschwerlichsten Anstrengungen und Gefahren aus, da er zu Hause das gemächlichste Leben hätte führen können, und dadurch zugleich dem Verlangen seines Vaters würde Genüge gethan haben.

Diese Wahl des Schwerern vergalt ihm das Schicksal durch die Achtung so vieler vorzüglicher Männer, besonders des ehrwürdigen Triller in Wittenberg, und am mehrsten, daß er zu Torgau die Freundin kennen lernte, die nicht lange darauf die beglückende Gefährtin seines Lebens wurde. Dorothea Friederike Gutbier, Tochter eines ehemaligen Predigers in Langensalza, wo sie mit ihrer Mutter in arbeitsamer Dürftigkeit lebte, war nach Torgau gekommen, um ihre Schwester, an den Rector der dortigen Schule verheyrathet, in einer Krankheit zu warten. Baldinger wurde von der ausgezeichneten Geistesbildung dieses seltnen Frauenzimmers, und zugleich von der großen Würde ihres Charakters so eingenommen, daß er sich um ihre Hand bewarb. Er konnte sie erst heyrathen, als er 1764 sich als praktischer Arzt in Langensalz niedergelassen und zu einigem Erwerb

Hoff-

Hoffnung hatte. Denn nach dem Tode seines Vaters hatte seine Mutter wieder geheirathet; diese Ehe schlug unglücklich aus; sie starb vor Gram, und ihr Sohn und Erbe war nun genöthigt, einen langen Prozeß mit dem Stiefvater zu führen, durch den er beynahe ganz um sein väterliches Vermögen kam. Dafür entschädigte ihn das Vergnügen, das er an den Wissenschaften fand, die Correspondenz mit manchen Hauptmännern seines Fachs, wie mit Zimmermann und Haller, welchem letztern er nachher in Göttingen eine Gedächtnißrede hielt, und die glückliche Ehe, in welche ihn sein guter Genius geführt hatte.

Seine Gattin war durch eigne seltne Geistesbildung eines solchen Literators würdig, und fühlte sich in seinem Besitz sehr glücklich. Von Jugend auf eines männlichen, nachdenkenden Geistes hatte sie immer mit Begierde gelesen. Ein Mutterbruder, ein Pietist aus Halle, der einmal ein halbes Jahr bey ihrer Mutter zum Besuch blieb, ließ sie als Kind jeden Tag eine gesetzte Zahl von Capiteln aus der Bibel lesen, und bezahlte ihr für jedes Capitel einen Pfennig; dadurch gewann sie sehr früh eine große mechanische Fertigkeit im Lesen, die ihren Geschmack

schmack daran vermehrte. Der Umgang mit einem, eben von der Universität zurückkehrenden Bruder, und die Freundschaft mit einem trefflichen Prediger der Stadt, dem Diakonus Kranichfeld *), brachten die schönen, in ihr schlafenden Keime zur Reife. Zu ihrer strengen, frommen und keuschen Erziehung kam nun eine ausgewählte, sehr ausgebreitete Lectüre ernsthafter Schriften, vom Englischen Zuschauer an bis auf das Neueste, was ihr Freund und Führer ihr mittheilte, und daraus gieng einer der edelsten weiblichen Charaktere hervor, die es geben kann. Ihr Bruder hatte ihr den Rath gegeben, wenn sie je heirathen sollte, nie einen andern, als einen gelehrten, sehr verständigen Mann zu nehmen, weil er voraus sah, daß sie mit einem andern, dem sie an Kenntnissen und Stärke des Charakters überlegen wäre, unglücklich seyn würde. „Ich verstand, sagt sie selbst **), damals nicht, was er damit sa-

*) Seinem Andenken sind einige Blätter gewidmet im Nekrol. 1791. II. p. 314.

**) S. Lebensbeschreibung von Friedr. Baldinger, von ihr selbst verfaßt. Herausg. von Sophie v. La Roche. Ofenbach 1791. S. 26. 3 BB.

sagen wollte, bis ich in der Folge mit meinem Eigensinn, mit meiner Neigung über alles zu spotten, und mit meinem Willen, immer frey und von der ganzen Welt unabhängig zu seyn, bekannter wurde." — Der Tod dieses so geliebten Bruders, der in jungen Jahren zu Torgau starb, und sie auch abwesend in seinen ausführlichen Briefen immer fort unterwiesen hatte, versetzte sie in einen grenzenlosen Schmerz; ihr Jammer um ihn war unaussprechlich, und sie war in Gefahr von Sinnen zu kommen. Als die heftigste Trauer um ihn in der Zeit wich, und den Bemühungen der Freundschaft ihres edlen Kranichfeld, der in ihrer Seelenkrankheit mit ihr die größte Geduld hatte, und ihre Schwermuth mit Weisheit zu heilen suchte, blieb davon ein Ernst bey ihr zurück, der ihrem Charakter noch größere Würde und Festigkeit gab. Nahrungssorgen, erschöpfende Arbeiten, Pflege ihrer immer kränklichen Mutter, waren ihr Tagewerk, nur gemildert durch Lectüre und die Freundschaft des edlen und weisen Predigers. Sie mochte nicht heirathen und hatte eine Abneigung, ja selbst einen Widerwillen gegen alle körperliche Liebe;

eine sanfte Schwärmerey hatte sich ihres Geistes bemächtigt.

Demohngeachtet, sagt sie a. a. O., hatte ich oft Gelegenheit, mein Glück durch Heirathen zu machen, wenn man anders sein Glück dadurch macht, daß man seinen Leib für Essen und Trinken zeitlebens an Männer verkauft, die man nicht lieben kann. Der Rath meines seeligen Bruders stand mir aber immer vor Augen, und mein eignes Bewußtseyn: daß ich jeden Mann so gut als mich selbst durch eine Heirath unglücklich machen würde, wenn ich für seinen Verstand nicht den gehörigen Respect haben könnte. Meine Familie, die mich nicht übersehen konnte, machte mir hierüber Vorwürfe, die ich jedoch nicht achtete, weil ich auch zu ehrlich dachte, mein Glück auf das Unglück eines sonst guten Mannes, der sich nur nicht für mich schickte, zu bauen. — So stand es mit mir, als ich zu meiner Schwester gefordert wurde, die ihre Niederkunft erwartete und sehr kränklich war. Hier lernte ich zufällig einen der besten Männer, meinen lieben Baldinger kennen, der, ich weis nicht, womit ichs verdient habe, sehr geschwind eine so gute Meynung von mir faßte, daß er

mir

mir in der Folge die Ehre erwies, sich mir zum Manne anzubieten. Dieser Antrag von einem gelehrten, verständigen und zugleich redlichen Manne war zu viel Compliment für mein eignes Herz und Verstand, als daß ich ihm seine Eroberung hätte sauer machen sollen. Ich schätzte mich schon glücklich, wenn ich auch in seiner Gesellschaft hätte verhungern sollen; denn viel besser waren unsre damaligen Aussichten nicht. Wir liebten uns, ohne uns förmlich zu versprechen und haben uns geheirathet ohne einmal Ringe zu wechseln; auch glaube ich, die Seele bedarf dieser Ceremonie nicht. Nicht leicht müssen sich ein paar Liebende mit mehr Redlichkeit geheirathet haben; denn eine Menge von Briefen, welche wir einander vorläufig schrieben, enthielten meist ein Verzeichniß von unsern beyderseitigen Fehlern." —

Im Genuß der innigsten, Liebe und Freundschaft mit dieser trefflichen Gattin lebte Baldinger einige Jahre mit steigender Praxis und mit mancherley ihm Ehre bringenden schriftstellerischen Arbeiten beschäftigt *), in

*) Er gab um diese Zeit eine Monatsschrift heraus: Arzneyen, und Neue Arzneyen;

Langensalza, als er 1768 zu der dritten medicinischen Professur nach Jena gerufen wurde. Er trat diese Stelle mit einer Schrift über das den Aerzten nöthige Lesen der Schriften des Hippokrates nnd mit einer Disputation de professore medico an. Das Jahr darauf rückte er nach des berühmten Kaltschmids Tod in den zweyten Platz der Facultät vor, mit welchem auch der Lehrstuhl der Botanik verbunden war, wodurch seine kleine deutsche Schrift über das Studium dieser Wissenschaft veranlaßt wurde. Er hatte als Docent großen Beyfall in Jena und durch eine Menge in jenen Jahren von ihm herausgegebener Schriften, die alle von seinem Eifer für sein Fach und von seinem glücklichen Blick in der Wahl der behan-

neyen; Tissot und Rosensteins Abhandlungen über die Blätternkur und über die Impfung; Ehrengedächtniß des Prof. Mangold; und mehreres. — Die Akademieen der Wiss. in München, Erfurt, Frankf. a. d. O., und Gießen; die Kaiserliche, Hallische und Westphälische Ges. der Naturforscher, ernennten ihn zum Mitglied; späterhin die Mineralogische zu Jena und die Gesellschaft des Ackerbaus und der Alterthümer zu Cassel.

behandelten Gegenstände zeugen, stieg schnell sein literarischer Ruhm. Unter andern war er der erste, der durch Verpflanzung der Schrift des Englischen Doctor Moultrie auf das nachher leider so wichtig gewordene gelbe Fieber schon 1768 aufmerksam machte.

Fünf Jahre hatte er mit größtem Beyfalle in Jena verlebt, als sein Freund Zimmermann in Hannover und andere, es dahin brachten, daß er einem vortheilhaften Rufe als Professor der Medicin und Vorsteher des klinischen Institutes nach Göttingen folgte (1773), und diese Stelle mit seiner Schrift über die neuern Erfindungen in der Medicin antrat. Er stand nun hier auf einem Platze, wie ihn sich ein Mann von solcher Liebe zu seiner Kunst und zu dem ganzen Gebiete der Wissenschaften nur immer wünschen konnte. Was bot nicht schon die reiche Universitätsbibliothek einem solchen Literator für Genuß und für Hülfsmittel dar! Und dann der Umgang mit so vielen der berühmtesten Gelehrten in allen Fächern! Das Krankenhaus war durch die Großmuth des Königs, wie alle dortige Institute, aufs beste eingerichtet, und beförderte dadurch Baldingers höchst nützlichen und ausgebreiteten Wirkungskreis. Er rückte durch

Rich-

Richters und Vogels Tod in den zweyten und ersten Platz der medicinischen Facultät vor und genoß der ausgezeichnetsten Liebe und Anhänglichkeit der Studierenden. Wie in Jena, so führte er auch hier einmal das Prorectorat mit großer allgemeiner Zufriedenheit.

Man hätte denken sollen, er würde auf immer an Göttingen gefesselt seyn, als der Landgraf von Hessenkassel Friedrich II., der ihn ausgezeichnet hoch schätzte, durch die glänzendsten Anerbietungen ihn nach Cassel versetzte. Er wurde dort Leibarzt des Landgrafen, Director aller medicinischen Anstalten im ganzen Lande und erster Lehrer der Arzneykunst an dem Collegium Carolinum. Sechs und dreyßig seiner Freunde und Zuhörer begleiteten ihn 1782 zu Pferde von Göttingen nach Cassel, und sein neuer Regent salutirte ihn an der Spitze seiner braven Hessen mit militairischen Ehrenbezeugungen, als er sie ihm vorstellete, — Anerkennungen seines Verdienstes, auf die B. bey seinem lebhaften Selbstgefühl und der halbmilitairischen Wendung seines Geistes einen großen Werth legte. — Er fand auch hier viele talentvolle Zuhörer und eine ausgebreitete Praxis, so daß er nach seinem

nem eignen Ausdrucke, Göttingen in Cassel nicht vermißte.

Wohl aber traf ihn hier ein bitteres häusliches Leiden. Seine treffliche Gattin war durch seinen Umgang in der vielseitigsten Entwickelung ihres Geistes so fortgeschritten, daß sie ohne Uebertreibung unter die seltnen Frauen Deutschlands gehörte, daß Kästner und Lichtenberg in Göttingen ihren Umgang suchten und ihre Freunde wurden. Ihr Mann war durch sie sehr glücklich; vier Söhne und zwey Töchter waren aus dieser Ehe entsprungen; drey Söhne waren ganz jung wieder gestorben; der älteste aber wuchs fröhlich in die Höhe, erfreute durch sein Gedeihen die Aeltern, und gab Hoffnung, auf den Fußtapfen des Vaters einher zu gehen. Schon war er Kästners Zuhörer, als er im 15ten Jahre von der Auszehrung ergriffen wurde und 1784 starb. *) Die Mutter wurde besonders durch diesen Verlust so niedergebeugt, daß ihre Kräfte zu schwinden begannen, und sie ihm zwey Jahre darauf auch nachfolgte. — Es war ein schö-

ner

*) Die Beyden Töchter, die eine, Wittwe vom Prof. Handel in Marburg, die andere, an H. v. Gehren bey Darmstadt verheirathet, überlebten die Aeltern.

ner Bund, den dieser Tod zerriß, wo männliche Härte durch weibliche Würde gemildert und so der Einklang eines wohlgeordneten Hauses bewirkt wurde! Hier noch einiges von dieser liebenswürdigen Frau, um ihren Werth und die Größe des Verlustes darzulegen, den ihr Mann durch ihren Tod erlitt.

Auf die Bitte eines Freundes hatte sie einst einige, schon oben erwähnte Blätter über die Geschichte ihrer Ausbildung aufgesetzt. Ihr Mann wünschte, daß dieser Aufsatz für ihn und ihre Töchter gedruckt werden möge; wie es nach ihrem Tode auch geschah; sie hielt ihn für zu wenig bedeutend, übergab ihn aber doch 1783 in einer Abschrift und mit der Freyheit darüber zu disponiren, ihrem Manne zu seinem Geburtstage. Aus ihm spricht uns eine edle weibliche Seele unverkennbar an. „Ich weigerte mich, mit Recht, sagt sie dort, weil ich diese Blätter für zu wenig wichtig hielt und dafür halte ich sie noch. Soll ich mir aber die Freude versagen auch nur einen Deiner Wünsche unerfüllt zu lassen, wenn es mir möglich ist? Erlaube mir, daß ich diesen Bogen dadurch einigen Werth geben darf, indem ich sie Dir zueigne. Nimm sie als ein Angebinde zu Deinem Geburtsfest an,

das

das Gott noch vielmals im Seegen für Dich wiederkehren laſſe, wenn ich auch nicht mehr bin. Nimm zugleich meinen lauten Dank für alle Freundſchaft, Liebe und Treue an, welche Du mir ſeit unſrer erſten Bekanntſchaft bis hieher in ſo reichem Maaße erwieſen haſt. Wenig Weiber ſind ihren Männern ſo viel ſchuldig, als ich Dir ſchuldig bin. Dieß mögen meine Leſer beherzigen, wenn ſie Gehorſam gegen Dich als Eitelkeit von meiner Seite auslegen wollten. Man ſagt ja, daß Gott die Opfer der Armen nach ihrer Abſicht ſo gut aufnähme, als wenn Reiche von ihrem Ueberfluß opfern. Dein armes Weib hat weiter nichts als ihren Geiſt und ein Herz, das Dir, ſo lange es ſchlägt, ganz angehört; nimm damit vorlieb; Gott hat kein treueres für Dich geſchaffen, das biſt Du überzeugt. — Ich mache heute weiter keine Sollennitäten, obſchon der 18te May für mich das größte Feſt im Jahre iſt; und vom Geburtstage wollen wir, wenn Du willſt, weiter dieſen Abend keine Erwähnung thun. Daß ich Gott mit heißer Andacht heute beſonders, und jeden Tag, um die Verlängerung Deines mir ſo theuern Lebens bitte, könnteſt du mir ſchon aus Eigennutz zutrauen, wenn Du nicht längſt wüß-

wüßteſt, daß mehr als dieſer Welt Güter Dein Geiſt und Dein Herz mein zeitliches Glück ausmacht. Ach Gott! mehre Seine Jahre bey dauerhafter Geſundheit, bey ununterbrochener Zufriedenheit des Herzens mit allen Schickſalen, die uns Sterblichen noch bevorſtehen mögen und verkürze meine Tage, wenn ich Seiner oder Deiner unwürdig lebe.“

Wenn ſchon aus dieſer kleinen Zueignung, gerichtet an einen Mann, an dem auch nicht die leiſeſte Affectation Gnade würde gefunden haben, hervorgeht, wie zart noch nach zwanzigjähriger Dauer das Verhältniß dieſer glücklichen Ehe war, ſo beſtätigt der Schluß ihres Aufſatzes dieſe Anſicht und die Ueberzeugung von ihrem Werth noch mehr.

„Da meine oberen Seelenkräfte — heißt es dort — immer das Uebergewicht über alle niedern behalten haben, ſo weiß ich nicht, ob B. ſich bey mir, als Frau betrachtet, immer noch ſeinen Wünſchen geſtanden hat. Ich ſuchte meine Fehler zu verbeſſern, daß ich meinen Kopf mehr anbauete; ſetzte Freundſchaft an die Stelle thieriſcher Liebe, und ich glaube noch, daß es keine edlere, als die unſrige geben kann, weil ſie von beyden Seiten auf Hochachtung gegründet iſt. Und die-

diesem Manne, den ich über alles hochachte, so sehr verbunden bin, habe ich alle Entwikkelung meiner Seelenkräfte zu verdanken. Er hat meinen Verstand gebaut, meinen Willen und mein Herz gebessert. Ich habe in seiner Gesellschaft sehr viel gelesen und aus seinen Gesprächen den Auszug von mehr denn ein tausend Büchern genossen. — Meine Liebe zu den Wissenschaften wuchs, je mehr ich mit ihnen bekannt wurde. Ich glaube, ich wäre gelehrt geworden, wenn die Vorsehung mich nicht für den Kochtopf bestimmt hätte; und ich finde immer noch, daß man auch bey weiblichen Geschäften den Verstand der Männer aus ihren Büchern brauchen kann. — Sechs Wochenbetten haben zum Wachsthum meiner Kenntnisse nicht wenig beygetragen; denn ich habe mehrentheils in den nächsten Augenblicken wieder gelesen, wo ich aus den Händen der Wehmutter kam. Und diese sechs Wochen, wo ich ungestört lesen konnte, waren mehrentheils Erholung für meine Seele, freylich auf Kosten meiner Augen, die noch zu schwach waren, um Buchdruckerzeichen und Buchstaben zu fassen. — Da ich mich gewöhnt habe, immer zu denken, so bin ich mir auch bey den

größe

größten Schmerzen, die selbst die Bibel dafür erklärt, immer gegenwärtig gewesen. Ich habe nicht bey Gefahren vor dem Tode gezittert; ich betete auch niemals bey seiner Herannahung, weil ich's für unanständig halte, erst dann fromm zu werden, wenn man eben sterben will. Ich habe immer so zu leben gesucht, daß ich nichts Böses zu fürchten habe, wenn ich sterbe; und einmal muß ich's ja doch. Ich wünschte freylich nicht bey Verstand zu sterben, weil man da die körperlichen Schmerzen zu sehr fühlt und mein Körper äußerst reizbar ist. — Ob ich mir nun was darauf zu gute thun soll, wenn mich Freunde meines Verstandes wegen ehren, weiß ich nicht. Gehn sie Stufenweise mit mir bis zu der Höhe, wo auch Kästner und Lichtenberg meine Freunde wurden, ich glaube, auch der dümmste Mensch würde in Absicht auf Verstand durch solche, wie diese beyde, gewinnen. Verdient das wohl ihre Bewunderung, wenn' ich durch so gute Gesellschaft erträglich geworden bin! — Ich habe außer diesen noch manchen würdigen Mann kennen lernen, und jeder hat sein Verdienst um mich, ohne daß er es weiß. Meine empfängliche Seele ist nur gar zu

geneigt,

geneigt, sich Schätze zu sammeln, und oft schmücke ich mich vielleicht mit fremden Federn, ohne es zu wissen, weil sie sich unvermerkt unter meine eigne gemischt haben. Wer so viel Verstand und Witz von Kästner in seinem Schreibpulte verwahrt, kann der wohl ganz einfältig bleiben? — Als Frau bin ich erträglich geworden; wie klein würde ich doch als Mann seyn!" —

Ihr Geist blieb stark und männlich bis zu ihrem Ende, dem sie mit Ruhe und Muth entgegen gieng. Noch den 15. Nov. 1785 schrieb sie ihrer Freundin la Roche: „Gott müßte Wunder thun, die ich an mir nicht erwarte, wenn dieser Brief nicht mein Schwanengesang an Sophie la Roche wäre. Nehmen Sie meinen warmen Dank für so viel zuvorkommende Freundschaft. Aus meinen Freunden, die ich im Leben gehabt und die mir im Tode noch treu sind, bitte ich mich zu beurtheilen. Ich habe Gott zu gefallen gesucht und nach bestem Wissen und Gewissen in dieser Welt gelebt, wie ich geglaubt habe, daß man leben müsse, und getrost gehe ich nun den Weg, den andere fürchten. — Mein guter Kästner schreibt mir jeden Posttag. Dieser große Mann,

der

der ſich nie ſchämte ein Chriſt zu ſeyn, fühlt meinen Verluſt mehr als ich glaubte. — Gott ſetze Ihnen die Jahre zu, die er mir abkürzt. Glauben Sie, daß mir der Gedanke lieb iſt, daß Sie, wenn ich nicht mehr bin, mir Ihr geneigtes Andenken erhalten werden.“ —

So verlor B. kurz nach einander ſeinen einzigen, Hoffnunggebenden Sohn und dieſe treffliche, ihm ſo innig ergebne Gattin. Er verheirathete ſich nach einiger Zeit wieder; von ſeiner zweyten Gattin, einer gebornen Dreding, die ihn überlebte, hatte er aber keine Kinder. Er ſagte daher um d. J. 1790 in einem Brief an Käſtner, ſein Name werde nun ausſterben, da er keinen Sohn hinterlaſſe und die Enkel, die er durch ſeine Töchter erhalten könne, ihn nicht führen würden; mit Hinſicht darauf, daß viele ehemalige Schüler Baldingers bereits wieder angeſehene Profeſſoren waren, wie Blumenbach, Sömmering, Loder, Merkel u. a., ſchrieb ihm hierauf Käſtner zurück:

Wenn Männer Deinen Unterricht
Schon dankbar ihren Schülern geben,
So wird Dein Name noch der ſpäten
Nachwelt leben,
Führt ihn auch gleich kein Enkel nicht.

— Wir

— Wir wenden uns wieder zu seinem öffentlichen Leben. Als Landgraf Wilhelm IX., jetziger Kurfürst, 1785 zur Regierung kam, beschloß er die Universität zu Marburg in neuen Flor zu setzen. Es wurde also auch das Jahr darauf, nebst mehrern berühmten Männern, Baldinger dahin versetzt. Durch sein Ansehen verschaffte er bald dieser alten Schule der Wissenschaften manche sehr wesentliche Verbesserungen. Es wurde ein neues anatomisches Theater gebaut, der botanische Garten erweitert, für ein chemisches Laboratorium gesorgt, und eine Anatomie für die Vieharzneykunst eingerichtet, das Hebammeninstitut unter Steins Aufsicht hier nicht zu erwähnen; bey allen diesen theils neueingerichteten, theils verbesserten und umgeschaffenen Anstalten, nützte sein Eifer und sein Gewicht der Universität sehr viel. Auch über die medicinische Facultät hinaus erstreckte sich die Aufmerksamkeit und Wirksamkeit dieses Mannes, der das ganze Gebiet der Wissenschaften kannte und liebte; so bewog er durch seinen Rath und Einfluß den thätigen Fürsten, auch in andern Fächern vorzügliche Gelehrte nach Marburg zu rufen; und da ihm nichts mehr entgegen war, als

Reli-

Religionsbedrückung und Einschränkung, so setzte er es durch, daß ein Römisch-Katholischer Gottesdienst in Marburg eingerichtet und ein Priester dieser Kirche angestellt wurde.

Als Docent war er in der letzten Periode seines Lebens nicht mehr so nützlich wie ehmals. Trat er gehörig vorbereitet auf, so hörte man noch den ehemaligen mit Recht berühmten Lehrer seines Fachs; aber das war nicht immer der Fall. Obgleich mit einem starken Körper von der Natur ausgestattet, wurde er doch ziemlich frühzeitig hinfällig. Hätte er mehr Sorgfalt auf seine Diät gewendet, und die Lebensregeln, die er als Arzt andern vorschrieb, selbst zu befolgen die Stärke gehabt, so hätte er dem Anschein nach ein sehr hohes Alter erreichen können. Aber er hatte sich nach und nach übermäßiges Weintrinken angewöhnt, fiel dadurch mehr als einmal in einen apoplektischen Zustand, aus dem seine Freunde und Collegen Michaelis und Busch, ihn mehrmals retteten, dem er aber doch den 2ten Jan. 1804, in seinem fünf und sechszigsten Jahre unterlag.

Sein Charakter lag offen da; die feine Weltklugheit war seine Sache nicht; seine

Fehler

Fehler suchte er nicht zu verschleiern, aber er legte auch gern und mit Nachdruck seine Vorzüge an den Tag. Die Urtheile über ihn fielen daher verschieden aus nach Maaßgabe der eignen Stimmung der Urtheilenden. Während einige ihn als einen Mann von alten Schrot und Korn, von ächtdeutscher Biederkeit und Redlichkeit priesen und hoch hielten, nannten ihn andere rauh und fanden sich durch seine derbe Manier beleidigt; — wenn der eine seine Offenherzigkeit, seinen Mangel an aller Verstellung rühmte, so stieß sich der andere an seiner Art, nichts auf dem Herzen behalten zu können, und alles ohne Umstände so heraus zu sagen, wie es ihm vorkam. Offenbar trieb er die Vernachläßigung der gesellschaftlichen Convenienzen zu weit, besonders in spätern Jahren, wo er seinen Werth fühlte und seinen literärischen Ruhm für hinlänglich gegründet und anerkannt hielt.

Er war ein warmer Freund der Wissenschaften in ihrem ganzen Umfang. Sein Jugendunterricht hatte ihn nicht blos nothdürftig mit dem bekannt gemacht, was zum medicinischen Studium gehört, sondern als zum Theologen bestimmt, auch mit der allge-

meinen Gelehrsamkeit. Drum war nichts ihm fremd und gleichgültig, was zu irgend einer Provinz im Reiche der Wissenschaften gehörte, und selbst in seinen spätesten Zeiten und beym vollen Glase konnten Gespräche mit wahren Gelehrten ihn wieder in die Stimmung besserer Jahre versetzen. Titulargelehrte, die ihren literarischen Aemtern durch Fleiß und Fortstudieren keine Genüge thaten, waren der Gegenstand seines Spöttes und seiner Sarkasmen. — Bey seinem Interesse an der gesamten Literatur war es ihm leichter, seinen Blick mit Theilnahme durch das ganze Gebiete der Gelehrsamkeit schweifen zu lassen, als lange bey Einem Gegenstand zu verweilen. Von frühen Jahren her hatte er seinen größten Genuß in Bibliotheken gefunden, angezogen durch die Mannichfaltigkeit, die sie dem, der darin geistig lustwandelt, darbieten, und seine Geschäfte als Arzt hatte diesen Geschmack genährt, da sie kein langes Verweilen bey demselben Gegenstand gestatten und durch schnellen Blick und rasche Besonnenheit abgethan werden müssen. Er verglich sich — unstreitig eine Ansicht seines jugendlichen Campagnelebens, das sichtbaren Einfluß auf seine gesamte Bildung gehabt

gehabt hat, — in allen Stücken gern mit einem braven, immer gerüsteten, des Befehls gewärtigen Soldaten, der durch Gegenwart des Geistes und Muth das Geschäfte abthut, die Gefahr besteht; und das war auch in der That der Charakter, dem er nie untreu wurde. Selbst seine vielen literarischen Arbeiten — Prof. Creuzers Gedächtnißschrift auf ihn zählt ihrer mit den Programmen 84 auf — tragen ihn; es sind keine sorgfältigen Untersuchungen des Gegenstandes, aber Geburten glücklicher Stunden, voll Genie und überraschender Ansichten, und Beweise eines treuen Gedächtnisses, das ihm alles dahin Gehörige in der rechten Minute darbot.

Er besaß klassische Gelehrsamkeit und verlangte sie von dem Arzte. Dadurch wurde er der Jugend, die sich den medicinischen Studien widmete, so nützlich, daß er sie mit Eifer zu Griechischer und Lateinischer Gelehrsamkeit, zum Lesen der alten Aerzte, zum Hippokrates und Galen selbst hinführte. Er selbst besaß eine vorzüglich reiche Bibliothek *); aus ihr legte er in den Vorlesungen

*) S. über diese große Privatsammlung Hirschings Beschreib. merkw. Bibliotheken. II, 425.

die Bücher, die er anführte, selbst vor, und weckte dadurch die Liebe zur Literatur und zum weitern Fortstudieren bey seinen Zuhörern. Nur übertrieb er es manchmal und überhäufte den Jüngling, bey dem er Neigung zum Selbststudieren und zu ausgebreiteter Literaturkenntniß bemerkte, mit zu vielen und zu vielerley Büchern, die er ihm empfahl, vorlegte und mittheilte.

Sein Talent zeigte sich in dem glücklichen ärztlichen Blick, mit dem er die Ursachen der Krankheiten aus den vorhandenen Anzeichen schnell auffand. Sein Ruhm als Praktiker ist unbestritten und durch eine lange Reihe von Jahren bewährt. Desto entschiedener sprach er als Greis gegen die speculative Behandlung dieser Wissenschaft, wie sie in der letzten Periode seines Lebens zum Theil Mode wurde.

Da er in allem sich stark und derb ausdrückte, so mußte manchem, besonders solchen, die nicht den ganzen übrigen Werth des Mannes einzusehen vermochten, die Art auf-

425. — Das Vorzüglichste daraus beschrieb er selbst in seinem medic. Journal und in dem neuen Magaz. f. Aerzte.

Dem

Durchlauchtigsten Prinzen

von Chur-Würtemberg,

H. Paul Karl Friedrich,

der diese

vaterländisch-biographische Sammlung

Seines

ermunternden Beyfalls

würdigt,

zum Zeichen

größter Verehrung

gewidmet

v. d. H.

Digitized by Google

Inhalt.

1. Ernst Ludwig von Benkendorf, churſächſiſcher General der Cavallerie . . Seite 1

2. Ignatz Valentin Heggelin, Pfarrer im Oeſtreichiſchen Schwaben . . S. 136

3. Friedrich von Hardenberg, deſignirter churſächſiſcher Amtshauptmann in Thüringen . S. 187

Digitized by Google

Inhalt.

4. Joh. Jak. Nathanael Neumann, Prediger zu Lissow bey Frankf. a. d. O. Seite 262

5. D. Ernst Gottfr. Baldinger, churhessischer Geheimerrath und erster Prof. der Medicin zu Marburg S. 294

Digitized by Google

auffallend seyn, mit welcher er von sich, seinen Vorzügen und Verdiensten sprach. Allerdings war er ruhmbegierig, und legte einen großen Werth auf seine ausgebreiteten literarischen Verbindungen. Er sah scheel dazu, wenn ein durchreisender berühmter Gelehrter sein Haus vorüber gieng, und that sich hingegen etwas auf sein Stammbuch voll berühmter Nahmen zu gut, das er solchen Besuchen vorlegte und dadurch bereicherte. Gern mochte er um Empfehlungsbriefe an vornehme und gelehrte Männer des Auslandes angesprochen seyn, und freute sich dann seiner weitläuftigen Verbindungen. Dergleichen unschuldige Schwächen mag er mit vielen wackern Männern gemein haben; nur lagen sie bey ihm, wie alles übrige, offen und stark ausgedrückt da, und er hatte bey seiner Geradheit ihrer kein Heel. Und selbst in solchen Aeußerungen des Gefühls von seinem Werthe, fehlte es nicht an Zügen einer aufrichtigen Bescheidenheit, die bey einem so geraden Manne mehr als bloße Redeformen sind. So konnte er sich besonders des Gedankens erfreuen, so viele nun wieder berühmte Schüler gezogen zu haben. Nachdem er in seinen biographischen Bruchstücken schon 1792 fünf und zwanzig Professoren der Medicin, und zum Theil schon berühmte Männer als seine ehemalige Zuhörer aufzählte, setzt er hinzu: „Was könnte einem akademischen Docenten für ein größeres Glück begegnen, als wenn seine

seine vormalige Zuhörer nun selbst als öffentliche Lehrer oder Schriftsteller auftreten, durch eigne Verdienste sich weit über die Kenntnisse ihres vormaligen Lehrers erheben, dabey aber sich ihres alten Lehrers gedruckt und schriftlich erinnern, daß es demselben zu seiner Zeit wahrer Ernst war, ihnen gründliche Kenntnisse vorzutragen, und ihnen die gelehrten Hülfsmittel anzuzeigen, durch deren Gebrauch und ihren eignen Fleiß sie selbst ihren vorigen Lehrer weit übertreffen." —

Dabey war er wohlthätig und hülfreich so viel er konnte. Vorzüglich seitdem er einer angesehenen Besoldung genoß, gab er bedürftigen Zuhörern leicht seine Collegia frey, und diente bedürftigen Kranken mit seiner Kunst unentgeldlich. — Seine Religionsüberzeugungen waren einfach. Es fehlte ihm nicht an lebendigem Gefühl für die Religiosität; schon die Anhänglichkeit einer so gefühlvollen und frommen Frau an ihn, die wir oben kennen lernten, zeugt dafür, und eben so die sichtbare Rührung, die Thränen in den Augen, mit denen er zuweilen das Abendmahl der Christen öffentlich feyerte, und die Art, wie er über seinen Tod zu sprechen pflegte. Dogmatische Grübeleyen aber haßte er mit aller Stärke seines geraden Sinnes, und hielt sich an das Praktische, Bessernde, Belebende. Als er im Jahr 1791 von einer harten Krankheit genesen war, feyerte diese Herstellung der damalige Candidat der Theo-

gie

logie Hieronymus mit Versen, unter welchen folgende Stanzen vorkommen:

So tief er schaut, so starke Triebe
Der Menschen- und der Bruderliebe
Durchströhmen ihn; „gefühlvoll schlägt
„Sein Herz für alles, was sich regt.

„Auch säh' er gern aus allen Christen auf der Erden
„Nur Einen Trupp, Ein Volk und Brüder werden;
„Und wenn sie noch sich hassen, lästern, fliehn,
„Reicht dennoch seine Hand er jedem hin.

„Gerad und deutsch (zwar ein Contrast von unsern Zeiten,
„Voll Falschheit, Heucheley und Höflichkeiten)
„Zeigt er dem Fürsten unverstellt,
„Sich, wie dem Knecht, der ihm gefällt.

„Und liebt den Fürsten, würde Blut und Leben
„Wie deutsche Krieger ihm zum Opfer geben;
„Mit ihm entschlummert und erwacht —
„Ihn denkt er Tag und Nacht.

„Die Stellen, — sagt Baldinger ganz in seiner charakteristischen Manier *), — hatte

*) Siehe seine, 1792 herausgegebene Bruchstücke seines Campagne- und Universitätslebens. Erstes Stück. Es ist bey

hatte ich schon im medicinischen Journal ausgehoben, weil ich glaube, der Verfasser habe einen Seherblick in meine Seele gethan! das ist eigentlich meine ganze Religion! Läßt Gott über Gute und Böse die Sonne scheinen, warum soll eben Ich sie tod schlagen. Dazu fühle ich keinen Beruf, keine Neigung, werde auch nicht dafür bezahlt. Wir irren alle mannichfalt, nur immer einer irret anders, sagt Haller. — Und was Fürst Wilhelm IX. betrifft, der mir so auszeichnende Gnadenbezeugungen angedeihen ließ, dem sollte ich nicht treu, hold und gewärtig seyn, wie der Huldigungseid sagt? — Dank dem Himmel, daß wir Deutschen keine Pariser sind, weder bey Roßbach, noch im neuen Frankreich!...—"

Ehre seinem Andenken wegen des vielen Guten, das ihn auszeichnete, und ihn so manchem würdigen Zeitgenossen werth machte!

bey diesem ersten Stück geblieben, das blos Gedichte, die ihm bey verschiedenen Gelegenheiten gewidmet wurden, mit kurzen Erläuterungen enthält. Schade, daß er diese Bruchstücke nicht fortgesetzt hat! Der offne trauliche Mann würde darin lebendig vor uns stehen! — Hier sey erinnert, daß der diesen Band begleitende Umriß von ihm, den der treffliche Zeichner Riepenhausen in Gottingen einst nach dem Leben entwarf, Baldingers Individualität zum Sprechen darstellt.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Digitized by Google

Inhalt.

Benkendorf . . . . . S. 1.
Heggelin . . . . . 136.
Hardenberg . . . . . 187.
Neumann 262
Baldinger . . . . 294.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

SIMMEL
UNCHEN
Digitized by Google